Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 48 — Leipzig, den 28. November — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Erster Advent — Von Adolf Monods Sterbebett: Zweite Hälfte — Karl von Hases Gesammelte Werke: Kleine Schriften — Ein sozialdemokratischer Jesus: Erste Hälfte — Noch einmal Nausikaa. Aber nicht von Kingsley — Verschiedenes: Die Entscheidung des Bremer Senats; Zum Schutze Tersteegens — Für den Weihnachtstisch: Morituri te salutant; Paul Jugent, Lebensführungen eines Materialisten; Johannes Hus; Martin Luthers Romfahrt; Die Gefangnen; Die Gefangenschaft des Johann Augusta; Im Netze der Jesuiten; Johannes Pranka; Litterarische Charakterbilder; Amalie Sieveking; D. Julius Müllensiefen; Der Adjunktus von Oldenhausen; Unsre Stiefmutter; Erinnerungen aus großer Zeit; Italienische Eindrücke; Emanuel Geibel; Martin Greifs Gesammelte Werke und Adalbert Stifters Studien; Drei Erzählungen von O. Verbeck; Waldstille und Weltleid; Das Fischermädchen — Quittung — Anzeigen

Erster Advent

Siehe, dein König kommt zu dir! Matthäus 21, 5.

Wir leben von dem Brot, das Gott uns täglich giebt. Wir sehen in dem Licht, das er uns jeden Morgen aufs neue schenkt. Wir wirken in der Kraft, die er uns stündlich darreicht. Und in dem, was das Herz unsers Lebens und Wirkens ist, im Glauben, sollen wir an eine vergangne Geschichte gebunden sein, die sich vor bald zwei Jahrtausenden in einem Winkel der Erde zugetragen hat?

Freilich, wenn wir überlegen, was diese Geschichte uns bedeutet hat, so sehen wir bald, daß wir sie aus unsrer Vergangenheit nicht wegdenken könnten und in unsrer Zukunft nicht entbehren möchten. Sie hat unser Leben gestalten helfen und unsern Gedanken die Richtung gegeben, sie hat unsre Gemüter erwärmt und erquickt. So sei es drum: sie soll uns lieb und wert bleiben, sie soll uns bis ans Ende der Wanderung begleiten als eine der großen Erinnerungen der Menschheit, von denen alle zukünftigen Geschlechter zehren. Aber eine vergangne Geschichte ist und bleibt sie, sie darf nicht mehr sein wollen, sonst raubt sie uns den Tag und sein Brot und sein Licht. Dies müssen wir suchen bei dem lebendigen Gott, der uns ewig gegenwärtig umgiebt. Da bleibt die Vergangenheit aus dem Spiel; das, was war, ist gewesen; wir suchen und brauchen, was immer ist.

In der That könnte das Kommen Jesu Christi in die Welt uns nicht mehr bedeuten, wenn es nur der Vergangenheit angehörte, wenn es nicht eine ewige Gottesthat wäre, die uns heute noch so nahe ist wie je, die mit einem langen Arm durch die Jahrhunderte reicht, die uns zu Gott führt und mit Gott verbindet. Aber daß es so sei, hat die Kirche von Anfang an geglaubt. Deshalb ist es ihr nie genug gewesen, von Jesus Christus als einem Propheten zu reden, und sei es dem größten, dessen Fuß die Erde betrat. Deshalb hat sie den Glauben durch alle Jahrhunderte getragen und festgehalten, daß Gott selbst in ihm zu uns gekommen ist. Deshalb feiern wir Advent in der Gemeinde Jesu Christi, um sein Kommen als ein lebendiges, andauerndes, nie aufhörendes zu verkündigen.

Der Glaube kann sich nicht an die Vergangenheit bloß halten, er braucht den gegenwärtigen Gott und den gegenwärtigen Heiland. So hat er auf früherer Stufe — die katholische Kirche hat sie festgehalten — von einem Kommen des Herrn greifbar und sichtbar, wenn freilich wunderbar, im Sakrament des Altars geredet: da wandle sich das Brot in seinen Leib, da werde das große Opfer von Golgatha wiederholt und den Einzelnen zugewandt. Es ist der unverwüstliche Trieb des Glaubens nach dem gegenwärtigen Gott und Heiland, der solch Gebilde irrender Gedanken geschaffen hat. Wir haben diesen Irrtum überwunden, aber wir wollen, wir dürfen uns die Sache nicht rauben lassen — auch für unsre Gedanken vermählt sich die vergangne Geschichte mit dem, was ist und bleibt. Es war einmal, aber es ist nicht gewesen, sondern dauert noch. Denn Gottes ewige That hat darin Gestalt gewonnen, die kein Gestern und Morgen, sondern nur das Heute kennt, die da ist und bleibt, was sie einmal war.

Einmal ist es geschehen ohne äußeres Gepränge, ohne auffällige Veranstaltung, als die Fülle der Zeit erschienen war, daß Gott zu uns kam, ein Mensch geboren und als ein Mensch erfunden. Nun sind es bald 1900 Jahre, daß es geschah. Aber es ist heute noch lebendige Gegenwart. Ja, mit jedem Jahrhundert wird die darin gesammelte geistige, göttliche Kraft offenkundiger. Und einst, wenn das Ende der Tage gekommen ist, und die Augen nicht mehr gehalten sind, dann werden wir es sehen und ganz erkennen, wie sich in jener Fülle der Zeit Ewigkeit und Zeit vermählten, wie zwingend der Griff war, mit dem Gott eingriff in die Geschichte des verirrten Geschlechts und ihm die Höhe erreichbar machte, die ihm des Schöpfers Liebe zugedacht hatte.

Einst ist es geschehen, und durch das, was geschah, ist das Sein Gottes bei uns, sein Kommen zu uns auch für uns und unser armes Leben ein ewiges Heute geworden, daß wir jedesmal, wenn Advent gefeiert wird in der Kirche, die Botschaft mit neuer Freude hören: Siehe, dein König kommt zu dir! und mit neuen Zungen loben und preisen: er kommt und ist bei uns ewig gegenwärtig, der lebendige Gott, der zu uns gekommen ist durch Jesus Christus unsern Herrn!

J Kaftan

Von Adolf Monods Sterbebett

2. Les regrets d'un mourant

Nicht oft hat ein Sterbender Gelegenheit, mit so ruhiger Umsicht die Züge seines Lebens hervorzuheben, die er am meisten zu bereuen Anlaß findet. Wenn wirklich einer diese Gelegenheit hat, so kann er sie schwer zum gleichen Segen der Christenheit ausnutzen, wie Adolf Monod es gethan. Er als ein seltner Kenner der Menschennatur und ihrer oft so geheimnisvollen Falten, dessen Auge immer klarer für die Ewigkeit geworden war, wovon ein heller Abglanz auf seinem Leben ruhte, — er findet mit seiner Stimme ein andres Gehör als der schlichte Christ, dessen unbefangner Herzensglaube nicht mit jenem gewaltigen geistlichen Tiefblick sich paart. Nicht so zwar, als ob ein jeder von uns, wenn er einst am Todesrande steht, gerade das von Monod Bereute zu bereuen haben müßte. Viel zu mannichfaltig ist die Verteilung und Mischung der individuellen Anlagen, als daß es nicht unbillig wäre, den einen mit dem Maße des andern zu messen. Nur die heilige Schrift mit

ihrem unerschöpflichen Reichtum ist erhaben über das Individuelle und vermag daher unbedingt auch den allerindividuellsten Bedürfnissen zu dienen. Aber sollen wir uns nicht auch durch die strenge Selbstprüfung, die ein Großer im Reiche Gottes angesichts des Todes übt, zu einer nicht minder ernstlichen Vertiefung in unsre Schwächen und Gebrechen anleiten lassen?

In Wahrheit liegt doch die Sache so, daß Monod in jenen fünf Ansprachen fünf wunde Punkte aufdeckt, die weitaus die meisten Christen an sich empfinden. Erstlich bedauert er, daß er sich viel zu sehr mit eitelm Plänemachen behelligt hat, anstatt sich einfältiglich von Gott leiten zu lassen. Natürlich will er es keineswegs verwehren, daß ein Christ ernste Vorsätze zur Besserung faßt. Aber bei diesen Vorsätzen spielt das Ich nur zu oft eine leidige Rolle. Man wirft immer wieder neue, meist der natürlichen Klugheit entstammende Rücksichten in die Wagschale. So vergeudet man die kostbare, unwiederbringliche Zeit. Es hat etwas Qualvolles, zwischen den eignen Plänen hin- und herzuschwanken. Dazu kommt die Bitterkeit, wenn man sich in seinen Berechnungen getäuscht sehen muß. So ist es besser, daß man auf die Befehle und Bezeugungen Gottes achtet und auf die Richtung, die er unserm Leben giebt. Christus selbst hatte keinen andern Plan, als den, einzugehen auf den Plan des Vaters. Hierin liegt das Geheimnis, daß sich seine Werke mühelos eines aus dem andern gebären. Monod kennt die Schwachheit menschlicher Entschließungen, die ein ganzes Leben ihm gezeigt hat. Aber wenn Gott ihn noch einmal wieder zu gesundem Dasein erwecken würde, so würde er sich zum Verzicht auf das ewige Plänemachen ohne Zaudern entschließen.

Wer Monod kennt, könnte verwundert sein, daß er an zweiter Statt bedauert, die Bibel nicht reichlicher und besser gelesen zu haben. Denn wo giebt es in der christlichen Litteratur Schriften, die eine innigere Begeisterung für das Wort Gottes atmen als die Monodschen? Fast jede Zeile, die er geschrieben hat, trägt den Stempel einer wahrhaft biblischen Einfalt und Stille in wohlthuendstem Gegensatz zu der bunten Gespreiztheit, die so viele Bücher der Franzosen entstellt. Nun, es trifft bei Monod zu, was er selbst in dieser Ansprache sagt: Wer die Bibel recht liebt, der findet die Zeit immer viel zu kurz, die er auf ihr Studium verwenden kann.

Das führt uns alsbald hinüber zu dem nächsten Gegenstand, auf den sich Monods Reue richtet: die Anwendung der Zeit. Scheinbar unwesentlich, in Wahrheit aber von der allereinschneidendsten Bedeutung! Man schaue nur die Männer an, die groß dastehen in der Geschichte, einen Luther, einen Kalvin: sie haben gewißlich die Kunst verstanden, jede Gelegenheit auszubeuten. Unsre Zeit gehört Gott. Wer sie recht verwenden will, muß in Gott die Zwecke seiner Arbeit suchen. Er giebt uns nie einen Augenblick, wo wir nicht etwas Gutes thun könnten, aber auch nie ein Werk, wozu uns die Zeit mangelt. Wichtig ist, daß wir eine streng geregelte Zeiteinteilung durchzusetzen verstehn. Dadurch wird unser Leben leicht und angenehm, es gewinnt Ruhe und Festigkeit. Monod hat zweifellos viel weniger als die meisten andern den Verlust von Zeit zu beklagen gehabt. Es ist bekannt, wie er seine Kraft im Dienste seines Berufs geradezu aufrieb. Warum dennoch diese Reue? Wir meinen, es liegt im Wesen des evangelischen Heiligungsstrebens, daß es sich selber nie genug thun kann, nicht minder aber liegt es im Wesen der christlichen Demut, daß sie vor dem Glauben an die Erreichung des Ideals mit zarter Scheu zurückbebt.

Sogleich die nächste Ansprache verlockt zu einem ähnlichen Bedenken. Monod richtet darin sein Auge auf das Gebet. Er meint, daß er auch hierin hätte mehr thun müssen. Ja er kann die Stimmung nicht ausdrücken, die über ihn kommt, wenn er bedenkt, wie seine Gebete gewesen sind, und wie sie hätten sein können. Dies ist das Erbe, das er vor allen Dingen seiner Familie zu hinterlassen wünscht: die Anfeuerung zu brünstigerm Beten. Alle hervorragenden Gottesmänner waren hervorragende Beter. Paulus war eben Paulus durch sein Gebet. Luther betete groß und kindlich, freimütig und glühend und zweifelte an keiner Verheißung des Gebets. Noch in jungen Jahren überwand Pascal heftige Schmerzen durch sein Gebet.

Endlich in der letzten Ansprache unter diesen regrets handelt Monod von der Treue in den kleinen Dingen und alltäglichen Verhältnissen des Lebens. Er führt aus, wie der Christ das Kleine unter hohen Gesichtspunkt zu rücken, das scheinbar Geringfügige zu adeln verstehen müsse. Gerade das Kleine wird zum Maßstab der Frömmigkeit. Denn hier hat der Mensch nur Gott und die Allernächsten zu Zeugen, während er bei großen Leistungen häufig wie auf einem Theater vor der offnen Welt steht. In Gottes Augen gilt eine treue Kinderwärterin ungleich mehr als der Staatsmann voll brennender Ruhmsucht. Gott selber konstruirt jedes Blumenblatt, jede Schneeflocke ebenso sorgsam wie die Himmelskörper. Er verwendet, wie Monod noch drastischer sagt, denselben Fleiß auf ein Sandkorn wie auf den Montblanc. So sollten auch wir im Unscheinbarsten die großen ewigen Ziele schauen. Dann würde der Heiligenschein, mit dem die Maler ihre Heiligen zieren, allzeit von selber aus unserm Innern strahlen.

Wer den Schriften Monods noch nicht näher getreten ist, wird hoffentlich aus diesen kurzen Skizzen der „Abschiedsworte" den Eindruck gewonnen haben, daß ihre Lektüre sich auch für deutsche Christen in hohem Maße lohnt. Man hat gesagt, daß es in der Geschichte der christlichen Kirche vielleicht kein Sterbebett giebt, von dem so reiche Segensströme sich ergossen haben, vielmehr sich noch heute ergießen als von dem Adolf Monods. Unser deutsches Volk ist oftmals in beklagenswerter Weise jenseits des Rheins in die Schule gegangen. Um so eifriger soll sich die deutsch-evangelische Christenheit die guten Gaben zu eigen machen, die ihr die französische Schwesterkirche beut.

Faßmer

Karl von Hases Gesammelte Werke

5. Kleine Schriften

Bd. VIII: Theologische Streit- und Zeitschriften. — Bd. X: Theologische Reden und Denkschriften. — Bd. XII: Vaterländische Reden und Denkschriften*)

Wenn ich gesagt habe, Hase sei eine irenische Natur gewesen und habe so gut wie gar keine Feinde gehabt, so schließt dies natürlich nicht die Thatsache aus, daß auch er zeitweilig in die Arena der Wissenschaft hinabsteigen und mit dem Schwerte des Geistes seine Ueberzeugung verfechten mußte. Doch macht er selbst einmal einen feinen Unterschied zwischen „Gegner" und „Feind." Und in der That: Feinde sollte es eigentlich nicht geben auf dem gemeinsamen Boden der wahrheitsuchenden Wissenschaft, Gegner sind notwendig wie Salz. Daß unser Autor nicht ein Kampfhahn gewöhnlicher Sorte war, das bezeugt eben die Sammlung von Streitschriften, die uns in der ersten Abteilung des achten Bandes von D. G. Frank in Wien, einem Schüler und Freunde Hases, geboten wird. Außer einer theologischen Denkschrift unter dem Titel Die Leipziger Disputation, in der der damalige Leipziger Privatdozent für den Rationalismus eine Lanze bricht, und dem Sendschreiben an Herrn Dr. F. Chr. v. Baur, in dem sich Hase mit der „Tübinger Schule" und ihrer „Tendenzkritik" auseinandersetzt, finden sich hier noch drei Hefte eigentlicher Streitschriften, meist gerichtet gegen die Häupter der rationalistischen Schule, Röhr und Wegscheider, die in ihrem Organ, der Kritischen Prediger-Bibliothek, die gelehrten Arbeiten Hases und auch seine Person vielfach angriffen und angreifen ließen, und nicht immer in würdiger Weise. Die Antworten Hases, meistens ausführliche Abhandlungen, wie sie namentlich die beiden ersten Hefte der Streitschriften bieten (I: „Zum Hutterus redivivus und Leben Jesu"; II: „Zur Kirchengeschichte"), sind wahre Muster einer urbanen wissenschaftlichen Kontroverse. Dem dritten Heft hat der Verfasser nach berühmtem Muster den Titel „Anti-Röhr" gegeben, und in der That vermag diese Streitschrift lebhaft an Lessings bekannten „Anti-Göze" zu erinnern; und wie man diese letztere Schrift noch immer mit Interesse liest, obwohl uns ja ihr eigentlicher Gegenstand längst fremd geworden ist, so hat auch dieser „Anti-Röhr" noch immer seinen

*) Vgl. Jahrg. 1894 Nr. 33 und 38, 1895 Nr. 8 und 29. D H

[R]eiz besonders wegen der eleganten, gewandten Sprache, in der [d]ie Kontroverse geführt wird. Im übrigen herrscht hier das [P]ersönliche vor, die Schrift dient fast nur zur Abwehr gehässiger [p]ersönlicher Angriffe und ist verfaßt, nachdem der Autor nach [e]ignem Ausspruch wissenschaftlich mit dieser Schule nichts [m]ehr zu thun hatte. Der Hauptwert dieser Schriften wird [d]arin liegen, daß sie lebensvolle, anschauliche, charakteristische [D]okumente für eine bestimmte Epoche der protestantischen Theo[l]ogie sind. Als Quellen für die Geschichte der neusten Theo[l]ogie sind sie unschätzbar, und darum ist es sehr dankenswert, [d]aß sie, die vermöge ihres ephemeren Charakters leicht in Gefahr [w]aren, ganz von der Bildfläche zu verschwinden, in die „Ge[s]ammelten Werke" aufgenommen und so der Vergessenheit ent[r]issen worden sind.

Eben dasselbe gilt von der zweiten Abteilung dieses [B]andes, die der Herausgeber Theologische Aehrenlese be[t]itelt hat. Sie besteht aus einer Sammlung theologischer Ab[h]andlungen, Besprechungen und Rezensionen, die Hase in [v]erschiednen theologischen Zeitschriften, besonders auch in der [P]rotestantischen Kirchenzeitung, veröffentlicht hat, zu deren Be[g]ründern er gehörte. Diese Arbeiten umfassen einen fast sechzig[j]ährigen Zeitraum litterarischer Thätigkeit (von 1824 bis 1880). [H]ase selbst hat die Sammlung noch am Abend seines Lebens [b]egonnen, aber nicht mehr zu Ende geführt. Der Herausgeber [h]at das Verfahren eingeschlagen, daß er die inhaltlich verwandten Abhandlungen immer zusammengestellt hat, innerhalb jeder Gruppe natürlich nach chronologischer Reihenfolge. So haben wir eine Abteilung „Zum Leben Jesu," eine „Zur Kirchengeschichte," „Zur Dogmatik," „Zu Kirchenrecht und Kirchenverfassung" u. s. w. Es ist auch für den weitern Leserkreis ein Genuß, diese kleinen Schriften zu lesen; denn in der Regel kommen Gegenstände von bleibendem Interesse darin zur Sprache, Themata aus Litteratur- und Kirchengeschichte, brennende Fragen aus der allerneusten Geschichte der Kirche und Theologie, zu denen jeder Gebildete Stellung nehmen muß. Zudem sind die Abhandlungen mit großer Sorgfalt, in außerordentlich anmutender Sprache geschrieben. Nach ihrem vollen Werte wird freilich nur der Fachmann sie würdigen, dem sie für ein eingehenderes Studium der neusten Geschichte der Kirche und Theologie reiches Material bieten. Jedenfalls werden sie einst Quellenschriften ersten Ranges sein. Abgesehen hiervon giebt uns dieser Band einen Begriff von dem unermüdlichen Fleiß und der erstaunlichen Arbeitskraft Hases. Diese Sammlung enthält ausschließlich Arbeiten, die neben der akademischen Amtsthätigkeit und der zusammenhängenden Schriftstellerei nur so gelegentlich absolvirt wurden, und doch füllt sie zwei Halbbände, von denen der eine 482, der andre 624 Seiten zählt.

Der zehnte Band, wiederum in zwei Abteilungen, führt uns auf das kirchenpolitische und kirchenrechtliche Gebiet. Es ist einer der reichhaltigsten, lesens- und besitzenswertesten Bände der ganzen Sammlung. Die erste Abteilung enthält zunächst ein Jugendwerk: Vom Streite der Kirche, entstanden im Jahre 1826, „auch noch aus Hohenaspergsgedanken," „der Genosse zu den Proselyten." Die Schrift ist anonym erschienen, datirt aus Rom, der Verfasser will nicht als Theologe schreiben, sondern nimmt die litterarische Maske eines Staatsmanns vor, dessen Staat „die katholische und protestantische Kirche mit gleich väterlicher Liebe umfaßt." Beide Religionsformen werden in ihrem Gegensatz zu einander, und jede in ihrem Verhältnis zum Staat, der beiden gerecht werden will, dargestellt. Jener Gegensatz wird aber nicht, wie in der Polemik, an den einzelnen Dogmen oder, wie in den „Proselyten," an der verschiednen Glaubens- und Lebensanschauung einzelner Individuen nachgewiesen, sondern an den Grundprinzipien oder wie der Verfasser sich ausdrückt, am Geist der beiden Kirchen demonstrirt. Bestände der Gegensatz nur in der Differenz von Glaubenssatzungen, so wäre an eine Vereinbarung wohl zu denken; da er aber viel tiefer liegt, nämlich eben im verschiednen Geiste, der den beiden Konfessionen zu Grunde liegt, so ist in absehbarer Zeit an eine Einigung nicht zu denken. Der Verfasser sieht darin keine Gefahr für den Staat und keinen Schaden für eine gesunde sittliche und kulturelle Entwicklung. Im Gegenteil findet er, daß dieser Gegensatz eine Quelle gegenseitiger Anregung, Befruchtung und Belebung sein könne, wenn nur jede der beiden Kirchen ihre Ansprüche und Existenzberechtigung in „der rechten Art" geltend mache. Was er darunter versteht, ist im letzten Kapitel („Von rechter Art der Kirchen") dieses brillant geschriebnen Werkchens auseinandergesetzt.

Außer dieser frühreifen Schrift bietet uns der erste Halbband noch drei kurze Episoden und Betrachtungen aus der neusten Kirchengeschichte; fürs erste: Die beiden Erzbischöfe, ein Fragment aus der neusten Kirchengeschichte, entstanden im Jahre 1839. In dramatisch-spannender Darstellung berichtet uns der Verfasser die Geschichte der gewaltsamen Amtsentsetzung und Gefangennahme der beiden Erzbischöfe von Köln und von Posen, Klemens August von Droste-Vischering und Martin von Dunin durch die preußische Regierung. In zwei besonders interessanten Kapiteln wird der Streit über die gemischten Ehen und die Angelegenheit der Hermesschen Schule entwickelt, welche der Regierung ebenfalls Anlaß zum Einschreiten gegen den Erzbischof von Köln gegeben hat. Ein ausführliches Schlußkapitel stellt „Betrachtungen" an über Folgen und Berechtigung der Maßregel, sowie über eine eventuelle Lösung des Konflikts, der zur Zeit der Abfassung unsrer Schrift noch schwebte.

Das kleine Schriftchen Der Papst und Italien, eine Neujahrsbetrachtung (1861) entwirft nach einem kurzen Rückblick auf die jüngste Vergangenheit des Papsttums und nach einer Skizzirung seiner gegenwärtigen Lage ein Zukunftsbild, wie es sich gestalten werde unter der Voraussetzung eines einheitlichen Königreichs Italien. Es ist eine anziehende Weissagung auf ein Jahrzehnt hinaus, wie sie sich ein so gründlicher Kenner römischer Verhältnisse unter den damaligen ihre Schatten vorauswerfenden Zeitverhältnissen wohl gestatten konnte, und die auch nicht bloß im großen Ganzen, sondern bis in manche Einzelheiten in Erfüllung gegangen ist.

Der dritte dieser historischen Traktate: Des Kulturkampfs Ende. Eine Denkschrift, geschrieben 1878/79, als der Streit noch nicht beigelegt war, enthält in knapper Fassung eine hochinteressante Schilderung dieses großen Geisterkampfes zwischen Staat und Kirche, eine Darlegung der wichtigsten „Maigesetze," ihrer Notwendigkeit, ihres größern oder geringern Wertes, Erfolgs und Mißerfolgs; endlich eine umsichtige, billige, gerechte Erwägung der eventuellen Mittel zum Frieden. — Alle drei Gegenstände sind mit solcher Objektivität und so sehr ohne jede Voreingenommenheit behandelt, daß dem Verfasser im eignen Lager der Vorwurf der Katholikenfreundlichkeit nicht ganz erspart geblieben ist. Der Gang der Ereignisse hat seine Auffassung durchaus gerechtfertigt.

Den Inhalt der zweiten Abteilung dieses Bandes bilden Vier akademisch-protestantische Reden und eine kirchenrechtliche Denkschrift: Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reichs. Die erstern verteilen sich über vier Jahrzehnte, von den dreißiger bis zu den sechziger Jahren; es sind Reden, die Hase bei seinem Amtsantritt als Rektor der Universität gehalten hat. Die erste Rede behandelt das Thema: „Die deutsche Kirche und der Staat" und untersucht demgemäß das Rechtsverhältnis der Kirche, der protestantischen sowohl als der katholischen, zum Staat. Die Rede erinnert einigermaßen an die Schrift „Vom Streite der Kirchen," besonders auch darin, daß sie ebenfalls auf eine erst von der Zukunft zu erwartende Form der deutschen Kirche Beziehung nimmt. Die zweite Rede: „Der Quell der Kirchengewalt" weist nach, daß im Prinzip, zu dem freilich der thatsächliche Rechtszustand im Widerspruch steht, „allein die Kirche (oder die Gemeinde) selbst der lebendige Quell ihres Rechts, d. h. aller rechtmäßigen Kirchengewalt" sei. Die beiden ersten Reden sind zusammengefaßt unter der Ueberschrift: „Das gute alte Recht"; die beiden andern, nämlich die herrliche, echt protestantische Rede über „Die Entwicklung des Protestantismus," und die letzte mit dem Thema: „Das Historische und Uebernatürliche in der Religion," tragen die gemeinsame Ueberschrift: „Der gute alte Glaube." Der Grundgedanke beider Reden: daß die jetzige Stufe der religiösen Erkenntnis nicht

einen Abfall vom guten alten Glauben bezeichne, sondern eine höhere Entwicklung desselben.

Die ziemlich umfangreiche Schrift über „Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reichs“ ist zum erstenmal im Jahre 1849 erschienen und ist verfaßt unter den Eindrücken und Erwartungen des Jahres 1848, wo Deutschland nahe daran war, wieder ein deutsches Reich zu werden. Nachdem dieser schöne Traum zerronnen war, erschien im Jahre 1852 eine zweite „überarbeitete“ Auflage, aber mit Beibehaltung des alten Titels. Da es nun ein deutsches Reich dermalen nicht gab, so erhielt die ganze Schrift mehr oder weniger den Charakter eines Zukunftsbildes. Denn, sagt der Verfasser, „wir werden des verheißenen Landes und seiner Kirche nicht vergessen, müßten wir auch noch vierzig Jahre in der Wüste umherziehen und in ihr sterben.“ Für uns freilich gehört auch jene Zukunft längst schon der Vergangenheit an. Um so interessanter ist es, eingeweiht zu werden in die Hoffnungen und Erwartungen, die dazumal die Besten des Volkes für die Kirche im neuen Reiche hegten, und die keinesfalls alle in Erfüllung gegangen sind. Als oberster Grundsatz wird im dritten Kapitel („Der christliche Staat“) aufgestellt die Trennung von Kirche und Staat. Die Verfassung der Kirche (Kapitel 4) denkt sich der Verfasser als Synodalverfassung in aufsteigender Linie bis hinauf zur „Reichssynode.“ Nachdrücklich und eingehend wird als Ideal die deutsche Nationalkirche hingestellt. In dem sehr umfangreichen fünften Kapitel werden die „Verfassungsversuche“ der verschiednen Landeskirchen besprochen — ein Stück neuester Kirchengeschichte zieht da an uns vorüber. Ein weiteres Kapitel bespricht die Institution der „Pfarrwahl,“ sowie die Fragen über „Kirchengut“ und „Volksschule,“ die ja noch immer die Gegenwart bewegen, ja jetzt erst recht brennend geworden sind. Das siebente Kapitel: „Verhältnis zur katholischen Kirche“ enthält manche Gedanken, die uns aus der Schrift „Vom Streite der Kirche“ bekannt sind, und schildert besonders die Stellung der katholischen Kirche dem gedachten neuen Reiche gegenüber. In einem Schlußkapitel endlich werden die „Einigungsversuche“ der evangelischen Kirche geschildert, deren glückliche Durchführung nach Hases Ansicht eben zur Verwirklichung der Nationalkirche führen sollte. Der Verfasser schließt seine Betrachtung mit den Worten:

Wir hatten wenig zu berichten von einer Einigung der deutschen Landeskirchen. Eine evangelische Nationalkirche ist auf die Gemeinden, auf das protestantische Volk selbst zu gründen. Wenn auf diesem festen Unterbau einer freien kirchlichen Gemeindeordnung sich wohlgegliederte Landes- und Provinzialsynoden begründet haben, wird es von ihnen aus hindrängen zum großen Bruderbunde der protestantischen Kirchenversammlung deutscher Nation.

Zum Schluß bietet uns die Gesamtausgabe der Haseschen Werke einen Band: Vaterländische Reden und Denkschriften. In die früheste Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit Hases werden wir zurückversetzt durch die Reden an die Jünglinge der freien Hochschulen Deutschlands. Zwanzig Jahre zählte der jugendliche Autor, als ihm das Herz überströmte von der heißen Liebe und Sehnsucht nach einem einigen Vaterland und von heiligem Schmerz und Zorn über den drohenden Verfall, über die hereinbrechende Mattherzigkeit und Nüchternheit, über die Vergeblichkeit der Opfer des großen Befreiungskampfes und über die alles, auch den idealsten Willen lähmende und niederdrückende Reaktion. Diesen Gefühlen hat der begeisterte Burschenschafter in seinen Reden Ausdruck verliehen, zunächst für seine Genossen, in deren Versammlungen sie zum Teil gehalten wurden. Es geht ein Schwung und eine Begeisterung durch diese zwölf Reden, sie sind getragen von einer Idealität und glühenden Liebe für Freiheit und Vaterland, daß wir jetzt diese Sprache mit Staunen und Bewunderung, ja vielleicht nicht ganz ohne Beschämung vernehmen.

Wie hab ich jeden Atemzug meines auflebenden Vaterlands miterlebt, welche Bilder künftiger Tage trug ich in meiner Seele und schaute sie voll fröhlicher Hoffnung an alle Morgen und alle Abende. Welche Stunden haben wir, meine Brüder, zusammen gelebt, wenn wir an den Erinnerungstagen der erkämpften Freiheit uns dem Vaterland aufs neue gelobten und sprachen und sangen von Deutschlands alter und neuer Herrlichkeit, und wenn wir, meine Freunde, im Zwielicht beisammen saßen und redeten von unsern großen, freien Vätern, von Hermann und Luther, von Winkelried und den Habsburgern, und dann, wie uns Gott gewürdigt hatte, mitzuschaffen an dem Werke der großen Wiedergeburt, und wir träumten und dichteten von unserm unsterblichen Volke, das besonnen das Neue zum Alten fügend ein Lichtbringer und Morgenstern sein werde, und wir dann still wurden, und nur eine Hand die andre drückte, und jeder einen heiligen Schwur that in seinem Herzen, und er sicher wußte, daß er Gut und Blut freudig hingeben werde für solch ein teures Vaterland!

Und wie ergreifend führt die Klage derer, die sich in ihrem edelsten Streben vom Vaterland und von den politischen Machthabern verkannt sehen, das Wort in der letzten Rede, die sieben Jahre nach der großen Völkerschlacht, „am Jahrestage von Leipzig“ geschrieben ist.

O Vaterland, du hast deine Jugend, die dich so liebt, du hast sie arg verkannt! ists nicht Irrtum, du hast dich schwer an ihr versündigt! Daß wir sind, wie wir jetzt sind, zu Lug und Trug geführt, die Gebote des Staats im Streit mit den Forderungen des Edelsten in uns, zerrissenen Gemüts, eine kleine Schar, die meisten wieder herumtaumelnd von Lust zu Lust, alle in gegenseitiger Fehde sich zersplitternd, nur selten noch aufblickend zu den Sternen, die uns zusammengeführt, — auf deiner Seele liegts. Welch frisches Leben nach dem so verketzerten Wartburgfeste, welche Blüte des Fleißes und der Sittlichkeit, welche Einigkeit mit den Behörden, die den Geist ihrer Jünglinge begriffen und freundlich entgegenkommend die gemeinsamen Zwecke beider förderten; welche Streitigkeiten, die nun verjähren und alles zerrütten, wurden dort mit einem seligen Händedruck geschlichtet, und alle hingerissen zur Liebe und Begeisterung! Noch ein solches Fest, was könnten Deutschlands Hochschulen werden!

Ueber die trübe Gegenwart erhebt der begeisterte Jüngling den Blick und richtet ihn auf eine bessere Zukunft. Und mit voller Zuversicht dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse Trotz bietend, spricht er das Wort:

Aber die Gedanken leben und werden leben, und wir, und alle, die wir einmal ihren Götterruf gehört, die wir einmal von den Bergen herab in die Morgenröte geschaut haben, wir müssen an sie glauben und für sie streiten. Und die Freiheit wird siegen, denn sie muß siegen!

Diese Reden waren zur Veröffentlichung bestimmt, und schon war der erste Bogen davon in Straßburg gedruckt, als die Handschrift von der Obrigkeit konfiszirt wurde, ein Verfahren, wie wir es von unserm Standpunkt und aus unsern Verhältnissen heraus kaum mehr zu fassen vermögen. Als der Verfasser in später Zeit das Manuskript zurückbekam, hatte er keine Veranlassung mehr, es zu veröffentlichen; der Sohn, Oskar von Hase, hat uns zum erstenmal in dieser Sammlung vaterländischer Reden und Denkschriften die wertvolle Reliquie zugänglich gemacht.

Weiter enthält dieser Schlußband eine „Untersuchung über Zulässigkeit der Todesstrafe aus dem christlichen Standpunkt“ unter dem Titel: Vom Justizmord, ein Votum der Kirche. Die Schrift ist 1826 entstanden, und das Erlebnis auf dem Hohenasperg mag nicht ganz ohne Einfluß auf ihren Ursprung gewesen sein. Doch ist sie sehr maßvoll, wiewohl die Todesstrafe im allgemeinen, vom Standpunkt des Christentums aus, verwerfend. Während diese Untersuchung einen etwas akademischen Charakter trägt, versetzt uns die politische Denkschrift: Sachsen und seine Hoffnungen — 1830 unter dem Pseudonym Karl von Steinbach erschienen — mitten ins frisch pulsirende Leben hinein. Die Veranlassung zu dieser Schrift gaben die im Jahre 1830 in Leipzig und Dresden ausgebrochnen Stadtrevolutionen. Eine lebendige Schilderung damaliger Zustände und Hoffnungen in Deutschland, die wie alles, was Hase schreibt, Hand und Fuß hat, aber doch vermöge der örtlichen Beschränktheit der zur Sprache kommenden Verhältnisse auf ein allgemeineres Interesse kaum Anspruch machen kann. — Sehr interessant dagegen ist die feine, ursprünglich lateinisch gehaltene akademische Rede über Das junge Deutschland aus dem Jahre 1836, mit der die erste Hälfte des letzten Bandes abschließt. Der Redner giebt hier sein Urteil ab über jene Gruppe von Schriftstellern, die unter dem Namen „Jungdeutschland“ in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts vorübergehend in der deutschen Litteratur den Ton angaben (Heine, Theodor Mundt, Gutzkow u. s. w.). Der Verfasser geht ein auf die Polemik, die jene Verfechter eines „Evangeliums des Fleisches“ gegen das Christentum eröffnet haben, und weist nach, daß das christliche Lebensideal weder ein asketisches noch ein hellenisches sei, sondern eine Mischung von beiden.

„Diese wahre Beschaffenheit der christlichen Lebensordnung ist von den Schriftstellern des „jungen Deutschland“ so wenig verstanden worden als von denen, die sich allein für fromm und christlich achten, weil sie sauertöpfisch aussehen und mit süßnörgelnder Stimme von nichts als von der allgemeinen Sündenlast und von den Wundmalen Christi reden.... Die wahre Jugend Deutschlands hat mit beiden Einseitigkeiten nichts zu schaffen, sie ist zwar frisch und fröhlich, aber auch züchtig und fromm.

Schließlich warnt der Redner die rechte deutsche Jugend vor jenen Geistern, die sich den täuschenden Namen eines „jungen Deutschland“ angemaßt haben, und als den wahren, würdigen Dichter deutscher Jugend preist er Ludwig Uhland, als dessen ebenbürtigen Genossen Friedrich Rückert.

Die zweite Hälfte des letzten Bandes enthält noch eine Gruppe vaterländischer Denkschriften und das sogenannte Jenaische Fichtebüchlein. Obwohl die erstgenannten Schriften Gelegenheitsschriften sind, ganz für die damalige Gegenwart berechnet, so haben sie doch auch für den heutigen Leser immer noch ungemein viel Anziehendes. Aus der Zeit der Erfüllung sehen wir zurück auf die Tage des Strebens und der Sehnsucht. Wir werden mitten hineinversetzt in die Gedankenwelt der Patrioten jener bewegten Zeit, wo die deutsche Nation daranging, ein einiges, großes deutsches Reich zu schaffen und das Dilemma: Preußen oder Oesterreich! die Gemüter bewegte. Der Erörterung dieser Fragen sind die vaterländischen Denkschriften gewidmet; sie sind sämtlich im Jahre 1848/49 entstanden und unter dem schon genannten fingirten Namen veröffentlicht. Ueber die Form der neuen Reichsverfassung handeln die beiden Schriften: „Das Kaisertum des deutschen Volks“ und „Die Republik des deutschen Volks“; die Republik wird für Deutschland abgelehnt und das Kaisertum als die angemessenste Regierungsform empfohlen. Nun aber die schwierige Frage: „Wer soll Kaiser werden?“ Oesterreich und Preußen standen einander mit gleichberechtigten Ansprüchen gegenüber. Wohl waren die Stimmen, die sich für Preußen aussprachen, in der Mehrheit; aber vielen erschien es als eine ungerechte Vergewaltigung, Oesterreich, den alten deutschen Kulturstaat, einfach hinauszudrängen, und besonders der deutsche Süden fühlte sich mehr zu Oesterreich hingezogen als zu Preußen. Hase sucht dieses Entweder-Oder zu umgehen, indem er Ernst macht mit dem „großdeutschen“ Gedanken und ein Kaisertum deutscher Nation befürwortet, dessen Träger abwechselnd aus den beiden angestammten regierenden Häusern Oesterreich und Preußen, jedesmal auf Lebenszeit, erkoren werden soll. Diesen Gedanken, dessen bedenkliche und schwache Seiten jetzt, nachdem die Frage eine ganz andre Lösung gefunden hat, naturgemäß deutlicher hervortreten als damals, wo er unter andern Möglichkeiten erwogen wurde, führt Hase besonders aus in der kleinen Schrift: Preußen und Oesterreich. Eine politische Denkschrift (Juli 1849). Auf diese Weise, meinte der Verfasser, sei der große Zwiespalt zu vermeiden. Aber wie sehr und wie bestimmt die öffentliche Meinung schon in zwei Lager geteilt war, beweist die Thatsache, daß der Verfasser seine Schrift, die er als Zeitungsartikel veröffentlichen wollte, von zwei namhaften Zeitungen zurückerhielt, als zu österreichisch von der einen, als zu preußisch von der andern.

Die letzte Gabe dieses Bandes ist das „Jenaische Fichtebüchlein,“ das eine höchst interessante Episode aus der Geschichte der neuern Philosophie zum Gegenstande hat, nämlich die Enthebung des Philosophen Fichte von seinem Lehramt in Jena im Jahre 1799, noch unter Herzog Karl August, unter Goethes Ministerium, unter Beteiligung und Teilnahme Herders und Schillers. Das Schriftchen ist hervorgegangen aus einem Vortrag in der „Rosengesellschaft,“ also eigentlich eine „Rosenvorlesung,“ wie wir deren schon eine ganze Sammlung kennen gelernt haben. Nach einer kurzen, möglichst populär gehaltnen Darlegung des Grundgedankens der Fichteschen Philosophie giebt Hase eine aktenmäßige Darstellung jenes leidigen Vorgangs, der für die Universität Jena einen schweren Verlust bedeutete. Verschiedne „Beilagen,“ die hinzugefügt sind, dienen zur weitern Illustrirung des Falls. Darunter befindet sich auch die wunderschöne Schlußvorlesung Fichtes „Ueber die Bestimmung des Gelehrten,“ die ein beredtes Zeugnis ablegt von dem Werte der Perle, die die Universität Jena infolge einer mißlichen Verkettung der Umstände in der Person Fichtes hingeben mußte. —

Den Schluß der gesamten Ausgabe bildet eine Uebersicht über die sämtlichen Werke Karl von Hases. Die meisten derselben haben wir in diesen Zeilen kennen gelernt und einen Begriff bekommen von der eminenten Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit dieses Gelehrten, hoffentlich auch den Eindruck erhalten, daß wir es hier mit einem ebenso feinsinnigen wie vielumfassenden Geist zu thun haben, zu dem man gern in die Schule geht, mit dem man gern Freundschaft schließt. Denn er war nicht bloß Lehrer und Gelehrter, sondern vor allem ein warmherziger Mensch. Er hat in seiner Person jenes hohe, aber nicht leicht rein durchzuführende Ideal verwirklicht: die Vereinigung lebendigen Christentums mit schönem ungebrochnem Menschentum, einer tiefgründigen Frömmigkeit mit dem Reichtum weltlicher Bildung, der nichts Menschliches fremd ist. Man könnte ihn einen theologischen Humanisten nennen. Es mag ja sein, daß in unsern Tagen Persönlichkeiten mit schärfern Ecken und Kanten nötig sind, um vorwärts zu kommen und den Kampf zu führen; eine „Polemik,“ wie Hase sie noch schreiben konnte, wäre — leider — jetzt kaum mehr möglich, und zu dem künstlerischen Behagen, mit dem er gleichsam über seinem Gegenstand geschwebt hat, fehlt uns die Stimmung. Dennoch wäre es zu beklagen, wenn solche Charaktere ganz aus dem Bereich der Theologie ausscheiden sollten. Jener künstlerische, humanistische Zug im Wesen Hases war es, der ihn in besonderm Maße zum Lehrer und Bildner der akademischen Jugend befähigte. Seine frische, freie, ideale Weise, mit der er Gott und Welt anschaute und ins Herz schloß, zog die Jugend zu ihm hin. Und noch heute und in Zukunft wird kein Jünger der Wissenschaft es zu bereuen haben, wenn er bei diesem edeln Geist in die Schule geht. Aber nicht bloß die akademische Jugend: jeder Gebildete, der im Besitz dieser kleinen Bibliothek ist, hat an ihr einen wahren Schatz von bleibendem Werte. Diese Bände werden ihm nicht ungenutzt auf dem Bücherbret stehen, sondern in mancher stillen Stunde wird er den einen und andern zur Hand nehmen und immer neue Anregung, Belehrung, Erbauung und Erfrischung aus dieser reichen Quelle schöpfen. — Warmer Dank aber gebührt denen, die durch ihre Mühewaltung dieses schöne Geisteserbe uns zugänglich gemacht haben, vor allem den würdigen Söhnen, den Freunden und Schülern Hases. Sie haben mit dieser Ausgabe unsre Litteratur wirklich bereichert, sie haben Hase das denkbar edelste Denkmal gesetzt und dafür gesorgt, daß die Spur von seinen Erdentagen so bald nicht untergehen wird.

P Baumgärtner †

Ein sozialdemokratischer Jesus

Uebersicht: 1. Vorbemerkung; 2. Der Verfasser und seine Methode; 3. Jesus, sein Lebens- und Bildungsgang; 4. Jesus kein Religionsstifter, sondern ein Philosoph; 5. Das Reich Gottes der Kollektivstaat; 6. Geschichtlicher Beweis; 7. Exegetischer Beweis; 8. Schlußbemerkung

1. Vorbemerkung

Als neuester, besonders instruktiver Versuch sozialdemokratischer Umdeutung der Person und des Werkes Jesu liegt mir eine Reihe von Artikeln vor, die der österreichische Sozialist Dr. Josef Ritter von Neupauer im März-, Mai- und Juliheft der Deutschen Worte in diesem Jahre hat erscheinen lassen.*)

Diese Aufsätze zeigen in typischer Weise die sozialdemokratische Kampfesart, Wahrheit mit Irrtum, scheinbar aus innerstem Herzen stammendes Eintreten für die Sache der Unterdrückten mit gewissenloser Verhetzung zu verbinden und durch Vorspiegelung von gänzlich haltlosen und aus der Luft gegriffnen Zukunftsbildern unerfahrne und nach Befreiung von mancherlei Druck sich sehnende Gemüter zu bethören. Manches freilich liest

*) Die Deutschen Worte erscheinen in Wien (herausgegeben vom Reichsratsabgeordneten Pernerstorfer, bis jetzt dem einzigen Sprecher der Sozialisten im österreichischen Parlamente) — eine in den wirtschaftlichen und litterarischen Artikeln durchaus auf einer gewissen Höhe sich haltende Monatsschrift.

sich wie ein schlechter Witz, und man fragt sich unwillkürlich, wie es möglich ist, daß ein denkender Mensch solch einen teilweise — man kann es wirklich nicht anders nennen — blühenden Unsinn zu Tage fördern und drucken lassen kann. Aber es ist alles ernst gemeint, und weil diese Dinge in einer sonst so ernsthaften Zeitschrift wie den Deutschen Worten stehen, darf man, meine ich, sie nicht unbeachtet lassen. Schon das wird von Nutzen sein, daß wir wissen, was dem Volke als neueste „wissenschaftlich begründete" Weisheit über Christus und die christliche Religion mit vollem Brustton der Ueberzeugung vorgetragen wird. Das genügt, damit wir vorbereitet sind. Wie ein jeder gegebnenfalls die Lüge abzuwehren hat, das wird ihm seine Bibel sagen. Die Sätze unsers Sozialisten sind nach Möglichkeit durchweg mit seinen eignen Worten wiedergegeben. Nur ist der Versuch gemacht, die in bunter Reihe und mit geschwätziger Polemik vorgetragnen Ansichten ohne unnötiges Beiwerk einigermaßen im Zusammenhang vorzuführen.

2. Der Verfasser und seine Methode

Zunächst: Wer ist dieser neueste Darsteller des Lebens Jesu? Es ist nach eignem Bekenntnis ein Sozialist, der kein Parteimensch ist, weil er weniger als irgend jemand der Suggestion zugänglich ist, ein Mann, der nichts als Wahrheit sucht und darum auch seinen Gegnern gerecht zu werden bestrebt ist. Aber um stark eingewurzelte Irrtümer ins Schwanken zu bringen, muß man bisweilen etwas einseitig sein und stärker auftragen und durch Scheinangriffe den Gegner zur Entwicklung nötigen! Zu solchen stark eingewurzelten Irrtümern gehört vor allem der Individualismus, der barbarisch ist und abgeschmackt. Der Kollektivismus ist das Ziel, dem die Menschheit zustrebt; je weiter sie in der Kultur fortschreitet, desto mehr muß sie sich von der tierischen und individuellen Lebensform entfernen. Nur wer in diesem Sinne die Geschichte versteht, ist imstande, einen Philosophen wie Christus zu begreifen, ist imstande, das Neue Testament zu lesen und zu erklären.

Von diesem Standpunkte aus und mit besondrer Verachtung der Philologie tritt unser „Wahrheitsucher" an die Quellen für das Leben und die Lehre Jesu heran, als die ihm die deutschen Bibelübersetzungen genügen. Seine „Philosophie" setzt ihn in Stand, in ihnen das Unkraut von dem Weizen zu sondern. Alle vereinzelten Reden, die mit der Bergpredigt keinen erkennbaren Zusammenhang haben und von Johannes berichtet werden, insbesondre alle „mystischen" Worte Jesu werden verworfen. Die echten Christusworte haben keine Spur von Mystizismus, sondern sind höchst vernünftig, denn Christus hat sich gar nicht mit der unsichtbaren, sondern mit der greifbaren, praktischen Welt befaßt. Seine Philosophie verhilft dem Verfasser auch zu dem allein richtigen Verständnis der echten Herrnworte. Er versteht zwar alles ganz anders, als es die Theologen verstehen — „was sie bildlich nehmen, nehme ich wörtlich, was sie wörtlich nehmen, nehme ich bildlich, was ihnen Hauptsache ist, ist mir Nebensache, und umgekehrt, und worin sie Christus für inkompetent halten, erscheint er mir als Autorität" —, aber das macht nichts. Er fühlt sich als Kopernikus für die Theologie, der dadurch, daß er sie auf den Kopf stellt, alle Rätsel löst und alles in eine wunderbare Logik bringt. Es ist allerdings ein „wunderbares" Christusbild, das er entwirft mit dem bescheidnen Anspruch, einer tausendjährigen Lüge gegenüber zum erstenmal das allein wahre und richtige zu zeichnen. Sehen wir es uns etwas genauer an.

3. Jesus, sein Lebens- und Bildungsgang

Jesus war ein Zimmergeselle aus Nazareth, arm und von den nicht leicht erreichbaren Bildungsmitteln abgeschnitten. Trotzdem hat er Gelegenheit gehabt, die Welt zu sehen. Wahrscheinlich ist er in jenen rätselhaften achtzehn Jahren, der „Lücke im Leben Jesu,"*) als reisender Handwerksbursche auf der Wanderschaft gewesen. So lernte er Rom kennen und hatte dort Verbindungen. Beweis:

*) Vergl. Jahrgang 1894, Nr. 20, 27 und 45.

Der drei Jahre jüngere Seneka lehrt: Wenn wir die Götter nachahmen wollen, müssen wir auch den Feinden Gutes thun, denn auch über die Sünder geht die Sonne auf, und auch den Piraten stehen die Meere offen.

Und ebenso wie ihn die Herrlichkeit des römischen Weltreichs, in dem er mit Recht die Hoffnung der Plebejer sah, erhob, war er mit der Schönheit des Hellenismus, der Philosophie Platos, der nichtjüdischen antiken Litteratur bekannt. Beweis: die Parabeln Jesu, diese fein ziselirten Erzählungen, wahre Meisterwerke der Darstellung, können nicht bloß jüdisches Gewächs sein, sie weisen hin auf eine Kreuzung jüdischer Geisteskultur mit antiker.

Ein so hoher Geist wie Christus konnte mit den Propheten allein seinen Wissensdurst nicht stillen und konnte zu seinem Ideal vom Kollektivstaat am ehesten gelangen, wenn er außer den Propheten auch Platos Buch vom Staate kannte.

Später sind unserm Dr. juris selber einige Bedenken ob solch ungeheuerlicher Beweisführung aufgestiegen. Er überrascht uns zum Schluß mit der Erklärung, er habe diese „scheinbar schwache Hypothese" als einen Köder ausgeworfen, um unvorsichtige Gegner in eine Polemik zu verwickeln. Es wäre aber mehr als Unvorsichtigkeit, auf solchen Köder anzubeißen. Wie dem auch sei — jedenfalls war Jesus ein weltgewandter Mann, und durchaus kein schwacher, sanfter, auf leere Ideale gerichteter Charakter, zum Dulden geboren, wie Nietzsche meint. Er kannte die realen Dinge und ihren Wert, wie seine aus dem Leben gegriffnen Gleichnisse beweisen. Niemand lebte intensiver als Christus, niemand bejahte das Leben mehr als er. Darum hat er es sich gar nicht einfallen lassen, in Armut und Entbehrung zu leben, wie die Reichen und ihre Parteigenossen lehren.*) Sondern er ließ es sich wohl sein auf Erden. Die Pharisäer nannten ihn sogar einen Fresser und Weinsäufer. Er hat sich eben als echter Kommunist von reichen Frauen mit ihrem Vermögen dienen lassen (Luk. 8, 3) und war bei den reichen Zöllnern gern zu Gast (Matth. 9, 10). Ein Mann wie er, besonnen und beredt, fein berechnend und klug wie eine Schlange in der Wahl seiner Mittel, ein Kenner der Welt und der Menschen, verstand es, sich Anhänger zu sammeln und „Trost für Rückfall bei Mächtigen."

Römische Hauptleute und Zöllner wußte er sich zu verpflichten, im Synedrium hatte er zwei Anhänger gewonnen, deren einer zur Nachtzeit Zusammenkünfte mit ihm hatte; sie verrieten ihm den Verräter. Am Hofe des Herodes hatte er eine Fürsprecherin in der Frau (??),**) bei Pilatus an dessen Gemahlin, und wenig fehlte, so hätte der Pilatus ihn freigegeben.

Ja, es muß uns allerdings wunder nehmen, daß dieser „Uebermensch, an dem Nietzsche sein Ideal hätte erkennen können," dieser Weltmann comme il faut, ein menschlich angesehen so klägliches Ende genommen und nicht einmal das zuwege gebracht hat, was heutzutage auch der dümmste sozialdemokratische Agitator leistet, nämlich die Menge zu revolutioniren und für seine Pläne zu gewinnen, daß ihm nicht das Proletariat zujauchzte, dem er doch Teilnahme am Reichtum der Prasser und einen Himmel auf Erden in dem von ihm verkündigten Reiche verhieß? Das ist nämlich der Inhalt des Evangeliums des Neupauerschen Jesus.

4. Jesus kein Religionsstifter, sondern ein Philosoph

Vor allem muß endlich einmal der tausendjährigen Lüge der Garaus gemacht werden, daß es sich für Christus um rein religiöse Interessen, um das Verhältnis der Menschen zu Gott, nicht der Menschen unter einander gehandelt hat. Nur für die Kinderseelen ist Christus ein Religionsstifter, für den Denker aber ein Philosoph, d. h. im Sinne unsres Philosophen natürlich Materialist und Kollektivist. Ganz in der Ordnung! Denn giebt es keinen Gott — das steht ja für den „Philosophen" fest —, so kann auch Christus nicht an Gott geglaubt haben, denn er war ja ein höchst vernünftiger Mensch, ein Philosoph. Frei-

*) Die Stelle Matth. 8,20 ... Des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege, bezieht sich nicht auf Christus, sondern „den Enterbten"!

**) Wohl Verwechslung mit Johanna, Frau des Pflegers Chuza, Luk. 8, 3.

ich konnte Jesus — noch weniger wie einst Sokrates — das o gerade heraus den Juden sagen.

Aber konnte Christus noch freier reden, als er that? Zu sagen: Gotteslästerungen können vergeben werden (Mark. 3, 28 f.; Matth. 12, 1 f.), hatte nicht einmal Sokrates gewagt. Alle Gebräuche, alle, ohne lusnahme abschaffen . . ., jede sichtbare Ausgestaltung des religiösen ebens unterdrücken und keinen andern Tempel, als den sich Gott selbst ebaut, dulden (Matth. 24, 2;*) Mark. 13, 2; Luk. 21, 6; Apgesch. 7, 8 f.): das soll keine tiefere Bedeutung haben?,

Daß Jesu letztes Ziel gewesen ist, Gott und die Religion berhaupt abzuschaffen, wagt auch Herr von Neupauer nicht erade heraus zu sagen. Aber was anders ist darunter zu erstehen, wenn er von Jesus sagt, er habe für seine Person hr geringe religiöse Bedürfnisse gehabt und habe seinem Volke ine religiöse Bedürfnislosigkeit zugemutet, die, zum Siege ge= ingt, alle Fesseln hätte brechen müssen, — wenn er behauptet, esus habe niemals in Gegenwart andrer Menschen,**) nie= als im Tempel gebetet? Was Jesus da eigentlich im Ge= eimen gemacht hat, wenn er, wie die Evangelien erzählen, ch zum Beten zurückzog, wissen wir also gar nicht. Wir ollen zu seiner Ehre annehmen, daß er nicht gebetet hat. as wäre doch eine zu große Komödie gewesen. Denn was edeutet eigentlich das Wort „Gott," das Jesus fortwährend n Munde führt? Es bedeutet — man lese und staune —: den Kollektivstaat, den Christus für den vernünftigen Staat ilt und den Juden als den neuen Gottesstaat schildert"! eweis: „Nach Christus soll man Gott als den Versorger aller enschen mit dem, was sie brauchen, suchen" (Matth. 6, 8), n um das tägliche Brot bitten. Wer aber ist der Herr aller üter, wer kann allein die Menschen versorgen mit allem, was brauchen? Allein der Kollektivstaat! Also ist Gott gleich ollektivstaat. Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Da ht einem einfach der Verstand still.

Daß Jesus zu diesem „Gott" kein religiöses, d. h. per= nliches Verhältnis haben konnte, ist begreiflich. Es bleibt ohl ein starkes Stück, daß er vom Kollektivstaat als von einem" Vater gesprochen und durch seine Worte den Glauben weckt hat, als ob gerade dies persönliche Verhältnis zu Gott s zu seinem Vater das Neue wäre, was er zu verkünden tte. Doch jedenfalls hat dieser Jesus es in besonders hohem rade verstanden, sich den Vorstellungen seiner Zeitgenossen in eitgehendem Maße anzupassen. Aber er hatte ja das hohe Ziel r Augen, seine Anhänger zu jener echtchristlichen Bedürfnis= sigkeit zu erziehen, die alle Fesseln sprengt. Da mußte er mählich vorgehen. Vorher verbot er ihnen aufs strengste Matth. 6, 6) jedes öffentliche und gemeinsame Gebet.***) Dann hrte er sie, Gott nicht um seiner selbst willen zu suchen, son= ern, um von ihm zu erbitten, was sie brauchen (Matth. 6, 8). a der „Vater" das aber ohnehin weiß, sollten sie nicht viel orte machen. Offenbar hat Jesus gehofft, daß so das Beten ließlich ganz aufhören würde. Noch weniger wie vom Beten t er von frommen Werken, von religiösen Zeremonien, von akramenten etwas wissen wollen. Das ist alles Unkraut ter dem Weizen, das mit dem Pharisäismus in der Kirche oß wuchs, die das Evangelium der Besitzlosen in ein Evan= lium der Reichen umlog und das Christentum in sein gerades egenteil verkehrte. Nein, Christus „hat niemals eine priester= he Handlung verrichtet,†) niemals einen Proselyten gemacht, ndern nur Anhänger, die in seine Person Vertrauen setzen, ihn, nicht an einen bestimmten Gott glauben, gesucht, um t deren Hilfe ein neues, aber keineswegs unsichtbares Reich gründen."

5. Das Reich Gottes der Kollektivstaat

Also das Reich Gottes ist keineswegs etwa „die unsicht= re Gemeinschaft aller jener, die Gott suchen, und zwar um ner selbst willen suchen."

*) Hier ist von der Zerstörung des Jerusalemischen Tempels die de. Joh. 4, 21. 24 hat Herr von Neupauer leider übersehen.

**) Vgl. dazu: Luk. 11, 1; Mark. 8, 6; Matth. 15, 36; Joh. 11, 41 f.

***) Vgl. dazu: Matth. 18, 20.

†) Der Einsetzung des Abendmahls wird mit keinem Worte gedacht.

Erstens braucht man eigentlich Gott gar nicht zu suchen! Denn da vielmehr Gott seine Kinder sucht, wie der Hirte seine Schafe (Luk. 15, 1 ff.), so kann man ihm ohnehin nicht ent= gehen. Zweitens sollen ja, wenn man schon Gott sucht, sich doch nicht mehrere dazu zusammenthun. Christus hat aufs strengste Vereinigungen der Menschen zu diesem Zweck verboten (Matth. 6, 6), weil sie zu allen Zeiten der Herd pharisäischer Unlauterkeit waren. Drittens weiß Herr von Neupauer sich unter einer „unsichtbaren Gemeinschaft" gar nichts zu denken. Die werde wohl auch mit unsichtbarem Brote gespeist und ver= füge über eine unsichtbare Intelligenz? Wie hätten die Kirchen auch mit der „Unsichtbarkeit" auskommen sollen? Denn „die Reichen können den Armen, die Prasser den Arbeitern den Fuß nicht auf den Nacken setzen, ohne die sichtbare, präch= tige, die Sinne bestrickende Kirche." Man schaffe nur erst wirkliche „Unsichtbarkeit" der religiösen Gemeinde, dann werden „die Hungernden satt werden, die Satten zu hungern anfangen; dann ist Christus auferstanden, und wir (d. h. die Sozialisten) werden das letzte Gericht halten." Die Begründung einer religiösen Gemeinschaft durch Christus könnte also Herrn von Neupauer nicht imponiren.

Eine Neugestaltung der menschlichen Dinge, die die wirtschaftliche Herrschaft Weniger über Viele bricht, die geistige und materielle Kultur auf die höchste Höhe emporhebt, von jedem eine angemessene Arbeits= leistung fordert, jedem die materiellen Bedingungen des Lebens sicher= stellt, alle Wohnungsansiedelungen assanirt und alles das von Staats wegen leistet, was der Einzelne sich selbst zu schaffen außer stande ist, scheint mir ein weit größeres Werk und darum eines hohen philoso= phischen Geistes, wie es Christus war, würdiger. Gennrich

Noch einmal Nausikaa

Aber nicht von Kingsley *)

Getrost, arme moderne Nausikaa, deine Befreiung naht! Ja, sie wollen dich entwickeln, die alles das sehen und tief= betrübt empfinden, wie du jetzt verkümmerst, körperlich, geistig und seelisch, in einem freuden= und nutzlosen Dasein. Und wenn du so weit „entwickelt" sein wirst, daß du begriffen hast, wie unwürdig es für dich ist, dein Leben nur auf die Heirat an= zulegen und all dein Sinnen und Denken darauf zu richten, den Männern zu gefallen, damit einer seine — vielleicht recht unsaubere — Hand nach dir ausstrecke, die du, weil du ja nicht gelernt hast, aus eigner Kraft dein Leben zu gestalten, in der Angst deines Herzens aus Not unbesehen ergreifst, um dich so in ein wahrscheinlich noch viel elenderes Leben hineinziehen zu lassen, in dem du den letzten Rest von Lebensglück und Gesund= heit opferst — wenn, sage ich, du so weit entwickelt sein wirst, um die ganze grauenvolle Unwürdigkeit dieser Lage zu begreifen, so wirst du dich weiter entwickeln und dir aus dieser Lage herauszuhelfen suchen, indem du alle deine Gaben und Kräfte richtig ausbildest und gebrauchst. Nein nein, arme moderne Nausikaa, du sollst nicht mehr „den ganzen Tag über irgend einer Arbeit gebückt sitzen" (die noch dazu jämmerlich bezahlt wird) und diese unglückliche Sitzung bis in die Nacht ausdehnen und mit all deinem gewissenhaften, unermüdlichen Fleiß doch nur einen Hungerlohn verdienen. Nein, von solchem körper= und geisttötenden Dasein werden dich die erlösen, die dich ent= wickeln wollen. Deine Arbeit soll ein Quell der Freude und Befriedigung für dich werden! sie soll — welcher Art sie auch sei — aus gründlicher Ausbildung hervorgehend, deiner Neigung und Fähigkeit entsprechen und einen ebensolchen Ertrag ein= bringen, wie die deiner Brüder. Und wenn du dann dastehst, frei und stolz, in frohem Selbstbewußtsein, nicht mehr in dem niederdrückenden Gefühl, wie bisher als „Null" in der Welt herumzutrippeln, die schmachtend nach einer „Zahl" auszuschauen hat, hinter die sie sich bescheidentlich stellen kann, um überhaupt zu zählen in der Welt — dann wirst du all den Tand: Chignon, Krinoline und die ganze einschnürende, beengende, verunstaltende Kleidung, die doch nur ein Ausdruck deiner innern Beengung

*) Vgl. Nr. 44, Christliche Welt 1895.

und Unfreiheit war, weit, weit von dir werfen, und es wird dir gar nicht mehr einfallen, dich weiter so schamlos ausstaffirt auf dem Gänsemarkt — wollte sagen im Ballsaal — zur Ausstellung zu bringen und dich rupfen zu lassen. Auch wirst du nicht zu warten haben bei „Thee und einem Minimum von Butter zu deinem Brot,“ bis ein andrer dir seine Börse reicht, damit du dir auch etwas von den vielfältigen Nahrungs- und Genußmitteln, die Gott in reicher Fülle seinen Menschenkindern darreicht, zur Kräftigung deines Körpers kaufen kannst, sondern du wirst dazu selbst eine Börse haben! Und im Besitz dieser Börse und einer befriedigenden Lebensarbeit wirst du auch den Mut haben, vorkommenden Falls — denn denke ja nicht, daß du ohne weiteres gleich auf Liebe und Familienglück verzichten sollst — dir die Hand genau zu besehen, die sich nach der deinigen ausstreckt, ob du es wohl wagen kannst, sie fürs ganze Leben zu ergreifen, ohne dich zu besudeln. Vielleicht, vielleicht, wenn du erst soviel Mut haben und zeigen darfst, solche nach der deinen sich ausstreckenden Hände mit klarem, kritischem Blick auf ihre Reinheit und Zuverlässigkeit hin zu prüfen, sorgen ihre Besitzer wieder allgemeiner dafür, daß sie vor solch prüfendem Blick bestehen können. — Und wenn du nun später es nicht mehr nötig haben wirst, eine Börse und eine Stellung zu heiraten, weil du beides durch eigne Arbeit bereits besitzest, so wird dein Mut so wachsen, daß du auch alle Verstellung und Ziererei von dir abstreifen und wahr in deinem ganzen Wesen, in Worten und Werken, Mienen und Blicken sein kannst. Dann darfst du auch darin deinem Vorbild, der griechischen Nausikaa gleichen, einfach und wahr eine tiefe Neigung ruhig einzugestehen, gleichviel, ob dieses Eingeständnis begehrt wurde oder nicht. Aber du kannst dann auch stetigen Herzens deiner Neigung treu bleiben bis in den Tod, selbst wenn sie dich nicht zum Standesamt und Traualtar führen kann und darf! Du brauchst nicht, wie leider jetzt noch, auch ohne Neigung zu heiraten und dich an den Mann zu bringen um jeden Preis, um — leben zu können!

Darum getrost, arme moderne Nausikaa, hebe dein Haupt auf und vertraue denen, die dich „entwickeln“ wollen und folge ihnen — deine Erlösung naht! M W—g

Verschiedenes

(Die Entscheidung des Bremer Senats) in dem Konflikt zwischen dem Direktor der Bremer Krankenanstalt, Dr. Scholz, und dem Bielefelder Pflegpersonal, bezw. Pastor v. Bodelschwingh ist durchaus zu Ungunsten des Erstern erfolgt. Man hat ihm gekündigt, und nicht nur seine Stellung als Direktor der gesamten Krankenanstalt, sondern auch als Leiter der Irrenabteilung, des St. Jürgenasyls. Es wird diese Entscheidung in kirchlichen Blättern als ein Triumph des Glaubens über den Unglauben, der christlichen Liebesthätigkeit über die eifersüchtige Humanität hingestellt. Die Dinge liegen doch nicht so einfach. Ohne Zweifel ist in der Verallgemeinerung und Uebertreibung gewisser Klagen über die Bielefelder Diakonen und Diakonissen diesen von Seiten des Dr. Scholz und seiner Freunde Unrecht geschehen. So ist auch aus dem, was Dr. Dannemann nach der Senatsentscheidung in den Bremer Nachrichten (Nr. 312) geschrieben hat, die wirkliche Stellung des Pastors v. Bodelschwingh nicht zu erkennen. Denn Bodelschwingh kann sich zwar bei seiner Theologie von der Vorstellung, daß Geisteskrankheit u. s. w. Besessenheit sei, nicht völlig losmachen, aber als verständiger und warmherziger Mensch denkt er doch nicht daran, seine Behandlung Epileptischer und Geisteskranker in der Praxis auf jene Annahme zu gründen. Man zieht seitens der Irrenärzte in dem bekannten Streit aus gewissen theologischen Zugeständnissen Bodelschwinghs an die strengbiblische Richtung Konsequenzen, die er selbst nicht zieht. Das Mißverständnis ist darum erklärlich, weil den Herren Aerzten die traditionell-kirchliche Gedankenwelt, mit der Bodelschwingh sich so auseinandersetzt, fremd und unbekannt ist. Kurz, wir können das Gesamturteil, das Scholz und Genossen über Bodelschwingh, Bielefeld und Diakonissenwesen überhaupt vertreten haben, auf Grund des öffentlich vorliegenden Materials nicht gerechtfertigt finden. Auf der andern Seite können wir nicht mit dem Bremer Senat den Dr. Scholz als den einzig Schuldigen erkennen. Jedem, der den Senatsbericht liest, muß der animose Ton gegen Dr. Scholz auffallen, der immer wieder hindurchklingt. Allerdings war es für den Bremer Senat empfindlich, daß in den Verhandlungen über Mariaberg auf die Zustände in der Bremer Krankenanstalt von Seiten der Verteidigung exemplifizirt werden konnte. Die Unterlage dafür gab ein zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmter Brief des Dr. Scholz, der in der Polemik der Irrenärzte gegen die Irrengeistlichen (um mich summarisch so auszudrücken) eine Rolle

gespielt hat. Auch mag der Senat sonst Gründe haben, den Vertrag mit der Bielefelder Diakonissenanstalt energisch festzuhalten. Dagegen und überhaupt gegen eine unvoreingenommne Untersuchung der einzelnen Fälle haben wir selbstverständlich nichts und können uns nur desto mehr freuen, je reiner die Beschuldigten aus solcher Untersuchung hervorgehn. Aber die Verdächtigungen des Charakters von Dr. Scholz sind zu schwer und zu unbillig, als daß die Untersuchung nicht eben dadurch ein gut Teil ihrer Beweiskraft verlieren müßte. Ich kenne und schätze den Dr. Scholz von Person zu sehr, als daß auf mich diese persönlichen Verdächtigungen Eindruck machen könnten. Ich glaube auch sein Christentum ein wenig zu kennen. Und offenbar rechnet der Bericht ihm Dinge zur Unehre, die ihm in meinen Augen zur Ehre gereichen, wie daß Scholz früher andrer Meinung über Diakonen und Diakonissen gewesen ist. Der Bremer Senat hätte recht wohl unbegründete, unbeweisbare oder übertriebne Anklagen von den Bielefeldern abwehren können — dafür würden wir ihm nur dankbar sein. Aber er durfte die Gesamtlage nicht so verkennen, aus der der ganze Konflikt hervorgegangen ist. In unsrer Nr. 31 wurde klar und deutlich darauf hingewiesen: der Kampf, der in Bremen durchgefochten worden ist, ist der Kampf um die Leitung der Anstalt. Der Kundige weiß, daß dieser Kampf zwischen Aerzten und Geistlichen, Aerzten und Diakonissenhäusern, Aerzten und andern Instanzen an den verschiedensten Orten in sehr verschiednen Formen und mit sehr verschiednem Erfolge geführt wird. In Bremen ist Dr. Scholz gefallen, und Pastor v. Bodelschwingh hat gesiegt. Es sind in allererster Linie Machtfragen, die damit ihre örtliche Entscheidung gefunden haben — immer vorausgesetzt, daß die letzte Entscheidung in der That vorliegt. Wir fürchten, daß die Gesamtlage sich durch die grelle Handlungsweise des Bremer Senats verschärfen und die Schwierigkeit für das Zusammenwirken der doch wahrlich zum innigsten Zusammenwirken berufnen Faktoren wachsen wird. Wir können nur bitten, eine sachliche und gedeihliche Entwicklung der vorhandnen Differenzen, die komplizirt genug sind, nicht dadurch unmöglich zu machen, daß man von kirchlich interessirter Seite allzu schnell fertig die Parole ausgiebt: Hie Glaube und christliche Liebe, dort Humanität und ungläubige Wissenschaft! R

(Zum Schutze Tersteegens) bringt die Rheinisch-Westfälische Zeitung Nr. 312, 2. Bl. vom 10. November 1895 in dem Aufsatz: Die Litteratur des rheinisch-westfälischen Landes. Von Gust. Köpper. II, das Folgende:

„... Da wir gerade in Mörs stehen, so erwähne ich gleich einen andern Sohn dieser Stadt, Gerhard Tersteegen, geboren 1697, gestorben 1769 in Mülheim an der Ruhr. Er war ein wunderbarer Heiliger, der manchen Possenstreich in dem anscheinend für solche Geschichten besonders geeigneten Strich Duisburg, Solingen, Krefeld auf dem Gewissen hat. Seine Rednergabe muß ziemlich bedeutend gewesen sein, denn er war einer von den Pietistenpredigern seiner Zeit, denen das Volk in gewaltigen Massen zuströmte. Die Zahl der durch seine Worte »Erweckten« war besonders zahlreich, und es sollen dabei die scheußlichsten Szenen vorgekommen sein. Die Pietisterei ist es auch, die seine »Geistlichen Lieder und Dichtungen« vollkommen ungenießbar macht.“

Wir meinen, diese Stilblüte den Lesern der Christlichen Welt nicht vorenthalten zu sollen. Es wird wohl manchen Leuten im Publikum der Rheinisch-Westfälischen Zeitung ein Gefühl des Widerwillens erweckt haben, solches thörichte Zeug gerade über einen Mann wie Tersteegen zu finden, dessen Name auch bei verständigen Nichtpietisten nie einen andern als freundlichen Klang gehabt hat. Ueber „geistliche Lieder und Dichtungen“ kann nur urteilen, wer irgend ein religiöses Verständnis und Interesse besitzt. Im übrigen scheint der Verfasser etwas läuten gehört zu haben von Vorgängen unter den bergischen Pietisten jener Zeit, an denen doch Tersteegen völlig unschuldig ist. Setzen wir in der Kürze nur hierher, was Albrecht Ritschl, der ja nicht gerade für einen kritiklosen Verehrer des Pietismus gilt, zum Schlusse seiner Schilderung der Persönlichkeit und Wirksamkeit Tersteegens geurteilt hat. Er meint:

„Es ist schon etwas wert, vorübergehend bei diesem einsiedlerischen Manne zu verweilen, der die gemeinsame Aufgabe des Christentums im Spiegel seiner kirchlichen Neutralität und den Frieden, den die Welt nicht giebt, in seiner demütigen Gelassenheit des Willens in Gott anschauen läßt. Mit unsern Grundsätzen können wir freilich nur vorübergehend unter seinem Schatten verweilen. Denn das Christentum prägt seinen Wert und seine Wirkungen nicht im Eremitentum aus. Allein Tersteegens Briefe, die die direkteste Erscheinung seiner Person bilden, muten mich immer an wie ein kühles Zimmer mit gedämpftem Lichte, in dem man sich von der Hitze und dem Kampf der Arbeit und von der Blendung durch das grelle Tageslicht erholt. Es ist freilich nicht unsre Bestimmung, in solcher Einsiedelei der Ruhe zu pflegen; allein man behält den wohlthuenden Eindruck davon, auch wenn man wieder zur Arbeit und zum Kampfe des Lebens zurückgekehrt ist.“

Und etwas weiter:

„Es ist verständlich, daß nur wenige ... nach seinen Grundsätzen ihren Charakter gebildet haben. Finden sich aber Stille im Lande, die streng gegen sich, mild gegen andre, beschränkt in ihrer Erkenntnis, in der Liebe weitherzig, ernst und warm in der Frömmigkeit, in kirchlichen Kollisionen hingegen gelassen und geduldig sind, so werden sie sich als echte Anhänger von Tersteegen kundgeben.“

Einen Tersteegen mögen wir uns nicht vom ersten besten Zeitungsschreiber beschimpfen oder lächerlich machen lassen! F K

Für den Weihnachtstisch

(Morituri te salutant) Roman von Friedrich Jakobsen. ❬L❭eipzig, Georg Wiegand. 3 Mk.

Es ist ein ganz eigenartiges Buch, das diese Zeilen den Lesern ❬d❭er Christlichen Welt empfehlen möchten. Der Inhalt der Erzählung ❬is❭t im Grunde Nebensache. Er ist sehr einfach, sehr phantastisch und ❬u❭nwahrscheinlich, aber die Fülle tiefer Gedanken, die der Verfasser darin ❬n❭iedergelegt hat, macht das Buch lesenswert. Fast auf jeder Seite ❬m❭öchte man sinnend stillehalten, das Gelesene nachdenken und es sich ❬e❭inprägen, sich selbst und andern zu gut. Kaum eine der ernsten Fragen, ❬d❭ie unsre Zeit bewegen, wüßte ich, die nicht wenigstens einmal gestreift ❬w❭ürde; aber das Denken und Erleben der Menschen, die uns geschildert ❬w❭erden, dreht sich doch vor allem um die eine Frage: Was grüßen die ❬S❭terbenden?

Doktor Axel Anderson hat erst Theologie, dann Philosophie, Jura ❬u❭nd zuletzt Philologie studirt. Erfolg und Anerkennung sind ihm im ❬r❭eichsten Maße zu teil geworden, Befriedigung fand er nicht. Nun ist ❬e❭r dreißig Jahre alt und weiß selbst nicht mehr, was er ist, und was ❬e❭r will. Ruhelos, zersplittert, friedlos und unglücklich ist sein Leben, ❬e❭r strebt und weiß nicht, zu welchem Ziel. Wie dieser bedeutende und ❬d❭och so haltlose Mann den innern Halt findet, diese durch und durch ❬i❭n modernem negativem Denken befangne Natur sich zum Glauben ❬d❭urchringt, das möchte der Verfasser uns mit erleben lassen, und er ❬l❭öst die selbstgestellte Aufgabe in überzeugender Weise. Man wird ihm ❬i❭m ganzen nur zustimmen können, mag man auch in Einzelheiten hie ❬u❭nd da andrer Ansicht sein. So ist mir doch z. B. sehr zweifelhaft, ❬o❭b es eine im höchsten Sinne selbstlose That ist, sich vor das scheu ❬g❭ewordne Pferd der heimlich und hoffnungslos Geliebten zu werfen, ❬u❭m sie mit Einsatz des eignen Lebens zu retten.

„Die in den Tod gehen grüßen dich.“ Was grüßen sie? „Ihren Er❬l❭öser, die ewige Nacht,“ sagt Doktor Anderson; „das ewige Licht, zu dem ❬w❭ir durch des Todes Nacht hindurchdringen,“ der Hofprediger Demelius; ❬„❭das Nichts, in das wir am Ende versinken,“ meint Axel; „das Kreuz, ❬a❭n dem für uns der Tod überwunden wurde,“ Prinzessin Irene, das ❬F❭riedenskind. Lange kämpft Anderson mit der Ueberzeugung, daß die ❬a❭ndern Recht haben, er verfällt darüber in monatelang andauernden ❬T❭rübsinn, aus dem ihn erst das Licht des Glaubens aufrüttelt, das ❬p❭lötzlich hell und strahlend in die Nacht fällt, die ihm Kopf und Herz ❬e❭rfüllte. „Weise mir zweierlei,“ hatte er gesagt, „und ich will an die ❬E❭rlösung glauben. Eine selbstlose That und ein friedliches Sterben; ❬d❭as eine macht uns der Erlösung wert, das andre beweist, daß wir ❬e❭rlöst sind.“ Er versucht die Prinzessin zu retten und darf dann Zeuge ❬i❭hres furchtlosen, friedvollen Heimgehens werden. „Ich habe dort gelernt, ❬d❭aß Sterbende das Licht grüßen.“ Nicht die Nacht mehr sucht er und ❬fi❭ndet sie an, das Licht, das ihm aufgegangen, wird er fortan auch ❬a❭ndern zeigen können.

Wenn Friedrich Jakobsen den in unsern Tagen so häufigen Irr❬si❭nn zum Teil auf die Glaubenslosigkeit und den geistigen Hochmut, ❬di❭e heute so erschreckend überhand nehmen, zurückführt, so trifft er wohl ❬i❭n sehr, sehr viele Fälle das Richtige. Ein Professor der Astronomie, ❬d❭er geisteskrank gewesen, sagt nach seiner Genesung zu Anderson: „Wenn ❬m❭an nicht als demütiger, sondern als stolzer Mensch vor die fernsten ❬W❭under der Schöpfung tritt, dann läuft man Gefahr, dem Irrsinn ❬an❭heimzufallen. Wenn wir sein wollen wie Gott, dann werden wir ❬zu❭r Strafe wie die Kinder.“ In einem ergreifenden Gespräch zwischen ❬de❭m Fürsten und dem jungen Irrenarzt, Doktor Jakobi, wird dieser ❬G❭edanke näher ausgeführt. Früher hielt eine Schranke, der Glaube ❬a❭n ein göttliches Regiment, die Menschheit zusammen, gab dem Ein❬ze❭lnen, oft ihm kaum bewußt, den Halt, den er brauchte. Unser Un❬gl❭ück ist die Unfehlbarkeit unsrer Tage. „Wir finden keine Seele in den ❬G❭anglien des Gehirns — es giebt keine Seele; wir finden stufenweise ❬En❭twicklung der Natur von unten nach oben — es giebt keinen Schöpfer; ❬wi❭r sehen alles untergehen — es giebt keine Ewigkeit.“

Das Gesagte wird genügen, um die Leser über die Art des ❬Bu❭ches zu orientiren. Wer ausruhen möchte und sich zerstreuen, dem ❬ra❭te ich nicht dazu, zur „Unterhaltungslektüre“ ist es nicht gemacht. Aber ❬we❭r ein Buch sucht, von dem er mehr hat als flüchtigen Genuß, der ❬gr❭eife dazu; ohne innern Gewinn wird er es nicht aus der Hand legen.

H v D

(Paul Nugent. Lebensführungen eines Materialisten) Von ❬He❭len F. Hetherington und Rev. H. Darwin Burton. Autorisirte ❬Ü❭bersetzung von Marie Dammermann. Stuttgart, Steinkopf, 1893. ❬3,❭0 Mk., geb. 4,50 Mk.

Der vorliegende Roman verdient in mehr als einer Hinsicht unsre ❬Au❭fmerksamkeit. Er ist, wie das Titelblatt uns zeigt, ein Werk nicht ❬au❭s einer Hand: eine Dame und ein englischer Geistlicher nennen sich ❬al❭s Verfasser. Der old man Gladstone hat ihm eine volle Em❬pfe❭hlung mitgegeben. Endlich ist er ein Gegenstück zu dem vielgenannten ❬un❭d vielgelesenen Roman „Robert Elsmere“ von Mrs. Humphrey Ward. ❬W❭ährend dort ein junger Geistlicher seinen christlichen Glauben infolge ❬ges❭chichtlicher Forschungen ganz einbüßt, wird der Held unsers Romans ❬vo❭n Materialismus zum Christentum bekehrt. Dabei haben sich aller❬din❭gs die Verfasser die Sache nicht gerade schwer gemacht. Leicht läßt ❬sich❭ Paul Nugent in der Disputation besiegen, auch ist er gar kein ❬gru❭ndsätzlicher Gegner des Christentums, er hat z. B. nie ein Wort ❬geg❭en die Bibel gesagt, zudem ist er ein sittlich so vollkommner Mensch, ❬daß❭ jeder Christ sich ihn in dieser Hinsicht zum Vorbild nehmen kann. ❬Üb❭erhaupt leiden die Hauptpersonen alle an etwas übergroßer Treff❬lich❭keit; sie sind mehr Ideale als leibhaftige Menschen, nur gelegentlich treten kleine Schwächen in ihren Charakteren bescheiden hervor. Die theologischen Ansichten, die das Buch vertritt, werden in Deutschland kaum viel Zustimmung finden, so die Ansicht über das Buch Daniel, über den Schöpfungsbericht; und die Predigt, die Hilfsprediger Lovel hält, von der gesagt ist, daß sie sowohl den armen Dorfbewohnern als den gutgestellten Fabrikbesitzern angepaßt gewesen sei, durch die außerdem Paul Nugent entscheidend beeinflußt wird, dürfte bei uns berechtigten Anstoß erregen. Daß der junge Pastor nach dem Gottesdienst vor aller Welt Cricket spielt, mutet uns sonderbar an, doch dafür sind wir auch in England. Aber die Absicht der Verfasser ist sicherlich gut, und die Ausführung immerhin derart, daß der Roman sich über die Durchschnittsware erhebt. Die Uebersetzung kennzeichnet sich nur an wenigen Stellen als solche.

F Schw

(Johannes Hus) Von Armin Stein (H. Nietschmann). Deutsche Geschichts- und Lebensbilder XXII. Halle 1895. 232 S. 2,40 Mk.

Nietschmanns Art, aus der Welt- und Kirchengeschichte im gemütlichen Plauderton dem Volke und der Jugend zu erzählen, ist wohl den meisten unsrer Leser bekannt (vgl. Jahrg. 5, Sp. 1173). Diesmal hat er sich Johannes Hus erwählt und in seiner Darstellung ebensosehr die kleinen Züge, die uns von dem großen Manne überliefert sind, wie die Ergebnisse der neuern Geschichtsforschung verwoben. Allerdings, was Hus in der Reihe d e u t s c h e r Geschichts- und Lebensbilder will, leuchtet mir nicht recht ein, trotzdem wird auch dieser Band gern gelesen werden; uns ist Hus als Glaubensheld im Kampf gegen Rom so ans Herz gewachsen, als ob er ein Deutscher wäre.

O Baltzer

(Martin Luthers Romfahrt) Aus einem gleichzeitigen Pilgerbuche erläutert von A d o l f H a u s r a t h. Berlin, Grote, 1894. 99 S. 2 Mk.

Luther in Rom — was scheint in diesem Thema beschlossen zu sein! Und auch wenn wir sicher erkennen, daß unsre daran geknüpften Erwartungen nicht erfüllt werden, so ist doch gerade das wieder bedeutungsvoll. Wie vieles in Luthers Leben vor 1517, so ist auch die Pilgerreise nach Rom teilweise in Dunkel gehüllt. Nur gelegentliche Aeußerungen, weit über das ganze Leben Luthers zerstreut, reden davon. Sorgsam hat der Verfasser damit verbunden, was sich irgend bei Luther als Reminiscenz an die Romfahrt fassen läßt und Einzelheiten aufhellen könnte. Indem so kunstvoll Stift an Stift gefügt wird — wie vieles bleibt in dem Bilde noch lückenhaft! Hier wird mit glücklichem Griffe andres eingesetzt: kurze Wegweiser gab es für Pilger, die über das Wichtigste in der ewigen Stadt Aufschluß gaben. Luthers Notizen machen es zur Wahrscheinlichkeit, daß er einen solchen Führer benutzt hat, und es vervollständigt sich uns damit das Bild seiner Romreise. Wie ein genauer Kenner Luthers, so ein feiner Kenner italienischer Landschaft und Geschichte, des mittelalterlichen und Renaissance-Rom, ein Meister psychologischer Beurteilung und lebendiger Schilderung, folgt der Verfasser den Spuren Luthers, weist auf das hin, was er gesehen, wie auf das, was er nicht gesehen hat. Nicht der Reformator verließ die Stadt, sondern ein mittelalterlicher Mönch und römischer Priester, wie er gekommen war, zog Luther wieder hinaus. Die Frage nach der Bedeutung der Romreise für seine reformatorische und religiöse Entwicklung steht für uns im Vordergrunde. Luther selbst hat den Wert seiner Romfahrt sehr hoch angeschlagen, und es ist immerhin erstaunlich, was er alles erfahren hat. Aber erst nach und nach ist ihm der innere Zusammenhang, die Bedeutung dessen aufgegangen. Und vor allem müssen wir dem Verfasser darin zustimmen, daß den äußern Zeugnissen und aller innern Wahrscheinlichkeit nach in seiner religiösen Erkenntnis der Aufenthalt in Rom keine unmittelbare Bedeutung für ihn gehabt hat. Ich möchte nicht vollständig als spätere Selbsttäuschung von der Hand weisen, was er später erzählt hat — daß ihm auf den Stufen der Pilatustreppe das bekannte Schriftwort eingefallen sei — ich möchte nicht jede Zweifelsregung ausschließen, aber fraglos ist die Stimmung in ihm durchaus die bestimmende gewesen, die in Hausraths anmutiger und lehrreicher Schrift wiedergegeben ist.

F F

(Die Gefangnen) E i n C h a r a k t e r b i l d a u s d e r a l t e n B r ü d e r k i r c h e von D. Alcock, Verfasserin der „Spanischen Brüder.“ Aus dem Englischen übersetzt von Emmy von Feilitzsch. Gnadau, Unitätsbuchhandlung, 1895. V und 137 Seiten. 1,20 Mk.

Mit regem Eifer und gutem Erfolg hat sich Debora Alcock in das Studium der alten böhmischen Brüderkirche versenkt. Durchaus auf geschichtlichem Hintergrunde malt sie uns ein lebhaftes Bild der Zeit, da unter Kaiser Ferdinands I. Regentschaft in Böhmen die Brüderunität die heftigsten Verfolgungen zu erdulden hatte. Die listige Gefangennahme des ehrwürdigen Bischofs Augusta und seines getreuen Diakonen Bilek durch den verräterischen Hauptmann Schöneich, der mutige Ritt ihres Freundes Wilhelm, sein Besuch und seine vorübergehende Haft im Prager Kerker, ebenso die zeitweilige Freilassung der beiden Gefangnen am Osterfest 1561 unter Erzherzog Ferdinands milderer Statthalterschaft sind historisch. Auch die Zeichnung der Philippine Welser, der Gemahlin des Erzherzogs, ist durchaus zutreffend. Wer das Innsbrucker Bildnis kennt, dem werden diese schönen, edeln, ernsten Züge durch Debora Alcocks Erzählung noch sympathischer werden. Eine sehr glückliche Verknüpfung der Daten und poetische Ausschmückung des Stoffes machen die Darstellung recht lebendig und reizvoll. Ganz geschickt ist z. B. Wilhelms Fidelio-Rolle im Prager Kerker begründet und durchgeführt, und recht anmutig spielt in die Hauptgeschichte das Liebesleid und Liebesglück der Greta von Trauenfels mit ihrem jungen edeln Rosenberg hinein. Dagegen wirds bei dem Verhältnis Maria Wolynskys zu Wilhelm wohl dem einen oder andern Leser gehen wie mir, daß er sich stark an die asketischen Neigungen eines Friedrich Wilhelm Weber, etwa im „Goliath“ erinnert sieht und verstimmt wird. Im Tone ist die Verfasserin in der eignen Rede zuweilen ein wenig stark

von dem ihrer Helden beeinflußt. Doch das wird vielleicht manchen gerade lieb sein.

Jedenfalls kann man die geschichtlich treue und anmutige Erzählung mit Burkhardt aus Herrnhut, der sie mit einem sehr anerkennenden Vorwort ausgestattet hat, warm empfehlen. H V

Doch lese man auch die im Folgenden angezeigte Quellenschrift:

(Die Gefangenschaft des Johann Augusta) Bischofs der böhmischen Brüder 1548—1564 und seines Diakonen Bilek, von diesem selbst beschrieben. Aus dem Böhmischen übersetzt und herausgegeben von Joseph Müller. Leipzig, Friedrich Jansa. XVI und 136 S. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Der Herausgeber, Lehrer der Kirchengeschichte am Brüderseminar zu Gnadenfeld, unter den Mitlebenden wohl der genaueste Kenner der alten böhmischen Brüderkirche, bietet hier der deutschen Leserwelt zum erstenmal eine mustergiltige Uebersetzung des böhmischen Textes, der 1880 im Verlag des Comeniusvereins erschien. Eine kurze Einleitung skizzirt mit sichern Strichen die Entwicklung der Brüderunität bis auf Augusta und giebt eine lebensvolle Charakteristik dieses einflußreichsten Oberältesten seiner Kirche in der Zeit ihrer Berührung mit Luther. Dann aber läßt der Herausgeber dem treuen Diakonen und Mitgefangnen des Bischofs das Wort zu seiner treuherzigen, ungekünstelten, aber um so ergreifenden Schilderung des sechzehnjährigen Kerkerlebens, durch dessen unmenschliche Grausamkeit der Fanatismus der Römischen seinen Bekenntnismut vergebens zu brechen suchte. Die unbeugsame Seelenstärke des Bischofs überwindet die schrecklichen Folgen zweimaliger Folterung und eines menschenunwürdigen Daseins, findet unter leiblichen und seelischen Leiden aller Art noch Sammlung und Freudigkeit zur Abfassung von Liedern und Erbauungsschriften und triumphirt endlich über die Arglist und den Haß der Feinde seines Glaubens. Der Geist der Märtyrerkirche Böhmens durchweht diese Blätter, die dem glaubensstarken Vertreter einer großen Zeit heldenmütigen Ringens ein würdiges Denkmal setzen. R K

(Im Netze der Jesuiten) Eine Geschichte aus der Zeit Ludwigs XIV. von H. C. Coape. Deutsche Ausgabe von E. v. Feilitzsch. Mit einem Vorworte von Blendinger und 5 Illustrationen. Basel, Geering, 1896. 302 S. 3 Mk.

Das Buch ist spannend geschrieben; oft zwar in der bekannten englischen Breite, zudem nicht sehr in die Tiefe gehend und mit einer allzugroßen Häufung von unwahrscheinlichen und wunderbaren Abenteuern. Aber es schildert die grauenvolle Zeit der Dragonaden an dem Schicksal verschiedner aristokratischer, bürgerlicher und geistlicher Protestanten mit Lebendigkeit und dürfte sich für den Familientisch und für Volksbibliotheken umsomehr eignen, als gerade die in ihm dargestellte Schreckenszeit bei unsern deutschen Protestanten weniger bekannt ist, als sie es verdient. R B

(Johannes Pranka) Eine Geschichte aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von Joh. A. Frhr. von Wagner (Johannes Renatus). Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes, 1895 Brosch. 4,50 Mk., geb. 6 Mk.

Der Verfasser der „Letzten Mönche vom Oybin," der dort so schlicht und doch so tiefergreifend das Eindringen der Reformation in die Klostermauern geschildert, erweist auch hier seine warme Liebe wie sein rechtes Verständnis für evangelisches Christentum. Er führt uns in jene Tage, da Oesterreich das traurige Konkordat mit Rom schloß, das fanatischem Katholizismus freies Spiel ließ zur Vernichtung jeder noch so ehrlichen religiösen Ueberzeugung. Möge das Buch recht vielen zur Stärkung dienen in dem immer nötiger werdenden Kampf gegen römische Anmaßung und Unduldsamkeit; es zeigt wieder einmal aufs deutlichste, wie ungescheut Rom jedem einfachsten sittlichen Empfinden ins Gesicht schlägt, um seine irreligiösen egoistischen Zwecke zu erreichen. P Luther

(Litterarische Charakterbilder) von Adolf Wilhelm Ernst. Mit zehn Bildnissen. Hamburg, Konrad Kloß, 1894. In zehn Lieferungen à 40 Pfge.

Die Erfahrung ist bereits gemacht, daß kurze, etwa in der Form eines Vortrags abgefaßte und in erster Linie für Herz und Gemüt berechnete Lebensbilder großer Meister gar bald reichen Absatz finden und viel und gern gelesen werden. In ähnlicher Weise versucht der Verfasser obiger Sammlung, unsre Poeten und durch sie unsre Poesie der deutschen Familie lieber und befreundeter zu machen. Nicht den Verstand will er schulen — die Herzen will er packen. Die erste Lieferung — Theodor Körner — zeigt, wie er durch kurze Zusammenstellung des Bedeutsamsten aus dem äußern „und innern Leben" und Werdegang der Dichter und Berücksichtigung ihrer Briefe — „die das Unmittelbare des Daseins aufbewahren" (Goethe) — seine Leser für seine hehren Gestalten zu begeistern weiß. Nicht viele Dichter, sondern nur neun charakteristische Einzelbilder zeichnet er: Körner, den Sänger und Held; Heinrich von Kleist, den gewaltigen Dramatiker; Lessing, den litterarischen Reformator; Schiller und Goethe, die Dichterfürsten; Uhland, den Sänger innig empfundner Volkslieder; Lenau, den schwermütigen Deutsch-Oesterreicher; Fritz Reuter, den herrlichen Humoristen, und endlich Karl Gerok, den warmherzigen Dichter geistlicher und weltfreudiger Lieder. — Ein treffliches Familienbuch für Alt und Jung. Fr S

(Amalie Sieveking) die Freundin der Armen und Kranken. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1894. 36 S. 20 Pfge.

Das Büchlein erzählt in wohlthuender Schlichtheit das Leben von Amalie Sieveking. Ihre Gestalt, von treuer Liebe nachgezeichnet, mag manchen zu geduldigem Ausharren in den Werken der Barmherzigkeit mahnen und nach den Schlußworten des Buches das Seine dazu

thun, daß „die Seelen mancher Frauen aus den Jämmerlichkeiten der Eitelkeit erhoben werden zu den freien Höhen, wo die große Idee, die das Leben und Wirken Amalie Sievekings getragen und erfüllt hat, auch in ihnen ihre Segenskräfte entfalten kann, die Idee der barmherzigen, dienenden Liebe." P L

(D. Julius Müllensiefen), weil. Prediger an St. Marien in Berlin. Ein Erinnerungsblatt von Dr. Paul Müllensiefen. Halle a. S., C. Strien. 31 S. mit Porträt. 60 Pfge.

Was es ist um die hohe Bedeutung und den kraftvoll bestimmenden Einfluß der Persönlichkeit im Volksleben, davon war schon öfter in den Spalten dieses Blattes die Rede.*) Auch das vorliegende Schriftchen läßt uns einen Blick thun in das sieghafte und segensreiche Wirken einer durch und durch christlichen, in Gott wurzelnden Persönlichkeit, indem es uns das Bild des auch durch ganz Deutschland, namentlich auch in den Kreisen gebildeter Laien bekannt gewordnen Berliner Geistlichen, eines echt evangelischen Dieners am Wort, insonderheit eines gottbegnadeten Seelsorgers in so anmutender Weise entwirft. Niemand, vor allem kein angehender Seelsorger wird dies — wenngleich so anspruchslose — Lebensbild unbefriedigt und ohne Gewinn aus der Hand legen. Fr S

(Der Adjunktus von Oldenhausen) Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, erzählt von Lina Walther. Gotha, Schlößmann, 1895. 2. Auflage. 211 S. Brosch. 2 Mk., geb. 2,80 Mk.

In einem großen Teile der um Magdeburg herumliegenden Dörfer werden seit langem die „Vesperandachten" benutzt, liturgische Andachten, in denen zwischen die Verlesung der Schriftabschnitte passende Liederverse eingelegt sind. Alljährlich in Fest- und Fastenzeit sammeln und erquicken sie die Gemeinden. Diese Andachten sind entworfen und zusammengestellt vom Pfarrer Walther, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Olvenstedt bei Magdeburg wirkte.

Wie dieser Mann seine Heimat Thüringen verläßt und in Oldenhausen (= Olvenstedt) als Adjunkt seine pfarramtliche Thätigkeit beginnt, das wird uns in liebenswürdiger, oft humorvoller, zuweilen „Büchselsch" anheimelnder Weise erzählt von Lina Walther. Beim Beginn des siebenjährigen Kriegs tritt der junge Kandidat sein Amt an; am ersten Abend schon muß er den Uebermut seiner beiden Zöglinge brechen; seine erste Predigt gefällt der „Pfarrjungfer" gar nicht, weil er gar nicht Lateinisch und Griechisch gesprochen habe: „wenns die Bauern auch nicht verstehn, sie freuen sich doch, wenn es der Pastor kann." Ganz köstlich sind die Schilderungen, wie sich der junge Mann allmählich die Liebe aller erwirbt, wie er im nahen Magdeburg in Berührung kommt mit Gleim, Klopstock, Hofprediger Sack. Lust und Leid gehen hin und her im stillen Pfarrhaus, endlich finden sich die Herzen der „Pfarrjungfer" und des Adjunkts, und alles nimmt ein fröhlich Ende. In der Schreibmappe aber liegt versteckt das Manuskript zu den Vesperandachten.

Alle, die zu dem Büchlein greifen, zumal die in und um Magdeburg Wohnenden, werden nicht ohne Genuß von ihm scheiden. Danneil

(Unsre Stiefmutter) Bevorwortet von Generalsuperintendent Textor in Magdeburg. Halle, Mühlmann. 123 S. Geb. 2,20 Mk.

Unsre Stiefmutter! Wer kann diesen Titel lesen, ohne zu ahnen, daß das Büchlein, das ihn führt, den Geist der Liebe atmet. Und in der That ist es so. Wir sehen, welcher Liebe und Aufopferung eine Stiefmutter fähig ist, wie sie dadurch endlich alle gegen sie vorhandnen Vorurteile überwindet. Sie zeigt uns, wie es möglich ist, sich bei wahrer Herzens- und Geistesbildung, auch unter den äußerlich drückendsten Verhältnissen, Verkehr mit edeln Menschen zu verschaffen und zu erhalten, ihrer Kinder Liebe und Achtung sich auf diese Weise zu gewinnen und ihnen zu angesehenen Stellungen den Weg zu bahnen. Das Beste ist, daß wir nicht Dichtung, sondern Wahrheit vor uns haben. Hat doch Dankbarkeit der ältesten Tochter, wie uns deren Bruder im Vorwort sagt, der treuen Stiefmutter dies wohlverdiente Denkmal gesetzt. E R

(Erinnernngen aus großer Zeit) Seinen Kriegskameraden gewidmet von F. W. Battenberg, 1870/71 kriegsfreiwilligem Musketier im 2. hessischen Infanterieregiment Nr. 82, jetzt evangelisch-lutherischem Stadtpfarrer in Frankfurt a. M. Leipzig und Frankfurt, Kesselring. 120 S. 1,25 Mk.

Nicht aus kollegialischer Freundlichkeit, sondern in aufrichtigem Interesse empfehle ich dies Büchlein unsern Lesern. Sehr kurzweilig erzählt der Verfasser, der als angehender Theologe sich bei Ausbruch des Krieges in die Armee man kann fast sagen hineingeschwindelt hat, seine Fahrten und Abenteuer. Manche Geschichten sind wahre Kabinetsstückchen, z. B. S. 64 ff. die Geschichte von dem Appell vor Paris mit der beim besten Willen nicht in den Zustand vorschriftsmäßiger Sauberkeit zu bringenden Hose. Der Verfasser hat Humor, aber er hat auch Ernst. Der Wert des Schriftchens liegt gerade in der Sittenschilderung, die der Verfasser ohne sich selbst zu schonen in größter Aufrichtigkeit giebt. Man weiß nicht, soll man sich betrüben, daß es doch auch bei unsern Leuten so schlimm herging, oder sich freuen, daß die Zustände nicht noch viel schlimmer waren! Das Büchlein wird in den Kreisen unsrer Leser viel Anklang finden. Es eignet sich sehr zum Vorlesen, vor oder nach Weihnachten, doch soll der Vorleser es lieber erst ganz kennen lernen, falls er Rücksichten auf den Kreis seiner Hörer und Hörerinnen zu nehmen hat. Es steht zwar nichts Verletzendes in dem Büchlein, aber besser ist besser. R

(Italienische Eindrücke) Von Otto Kaemmel. Leipzig, Grunow, 1895. 192 S. 2,40 Mk.

Das ist die hübscheste Schrift, die ich seit Viktor Hehns Buch

*) Vgl. besonders Nr. 4 dieses Jahrgangs.

iber Italien las! Mit solchem Auge und solchem Sinn sollte der gebildete Deutsche seinen Römerzug unternehmen; dann würde er das viele Klagen, durch das einem die lieben Landsleute dort oft so unleidlich werden, wohl bleiben lassen, und ihm müßte die Reise gleich dem Verfasser zu einer „glückseligen Fahrt“ durch das Land voll Größe und Schönheit werden. Denen, die sich gern in der Erinnerung an goldne italienische Tage sonnen, und solchen, die sich zur Romfahrt rüsten, sei das erquickend geschriebne Büchlein auf das wärmste empfohlen. R Bürkner

(Emanuel Geibel) der „letzte“ Sänger der zweiten klassischen Dichterperiode Deutschlands, in volkstümlicher Darstellung! Das ist die Aufgabe, die sich Max Trippenbach, Pastor zu Pansfelde im Harz, in seinem bei Julius Zwißler in Wolfenbüttel erschienenen, und mit einigen ansprechenden Illustrationen ausgestatteten Buche gestellt und nach unserm Ermessen gut durchgeführt hat. Das Buch ist kein Originalwerk in strengem Sinne, sondern eine allerdings wesentlich erweiterte und teilweise ganz umgestaltete Neuherausgabe von Geibelvorträgen, die Lic. Dr. Leimbach seinerzeit gehalten und veröffentlicht hat. Das Buch zerfällt in einen biographischen, Gestalt und Lebensgang des Dichters vor Augen führenden Teil, und in einen zweiten, der seine Werke unter dem besondern Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für das deutsche Volk behandelt. Ein Anhang bringt eine bis ins Kleinste gehende Geibellitteratur. Die biographische Partie zeichnet sich durch Uebersichtlichkeit und eine an manchen Punkten für ein Volkslesebuch fast zu weit gehende Ausführlichkeit aus. Für einen gewissenhaften Biographen allerdings eine große Versuchung und naheliegende Gefahr. Ich denke dabei vor allem an die Ausführungen über Geibels Wanderleben zwischen seiner Rückkehr aus Griechenland und seinem Seßhaftwerden in München (S. 57 ff.). Die Zusammenziehung dieser Abschnitte würde ich für eine Werterhöhung des Buches halten, nämlich in seiner Eigenschaft als populäre Schrift. Andres ist von einer geradezu künstlerischen Rundung und Plastik der Schilderung, z. B. S. 40 ff. die „Griechenlandsreise“. Die Lyrik Geibels wird einfach und richtig unter den Titeln: „Vaterland, Religion, Liebe, Natur“ behandelt und mit charakteristischen Proben versehen. In den Aufbau und die Materie der Dramen wird mit feinem Sinn für das Wesentliche vortrefflich eingeführt. Der ungeteilten Begeisterung des Verfassers für diese vermag ich nicht zuzustimmen. Trippenbach kann nicht verkennen, daß auch die „Brunhild“ und „Sophonisbe“ keine eigentliche Zugkraft haben. Er schreibt die einzige Schuld daran dem Publikum zu, das fremden Stoffen längst vergangner Zeit keine Neigung entgegenbringe, überhaupt für das edle, ernste, hohe Drama den Sinn nicht habe (S. 139). Darin ist gewiß ein Wahrheitsmoment. Aber es ist denn doch nicht die ganze Wahrheit. Geibel ist — von vielem andern abgesehen — nach meinem Dafürhalten viel zu sehr ein Mensch des Innenlebens und der Seelenmalerei, um packende Wirklichkeit geben zu können. Im Uebrigen wünsche ich dem oben genannten Buche viele Leser. Es sucht diese im Kreise der deutschen Familie und Schule. In Wahrheit ist es dafür geeignet und kann mithelfen, idealen, keuschen, christfrommen Sinn zu pflegen. Pahncke

(Martin Greifs Gesammelte Werke und Adalbert Stifters Studien) Daß der C. F. Amelangsche Verlag in Leipzig eine Lieferungsausgabe von Greifs Werken zu veranstalten begonnen hat, wird den Lesern der Christlichen Welt willkommne Kunde sein. Ein Band Gedichte und zwei Bände Dramen sollen in 24 Lieferungen, von denen die erste vorliegt, zu je 50 Pfennigen binnen Jahresfrist erscheinen. Ich brauche über des Dichters Eigenart nichts zu sagen; unser Blatt hat in Nr. 20 dieses Jahrgangs eine eingehende Würdigung seiner Lyrik gebracht, und vielleicht findet diese über kurz oder lang ihre Ergänzung durch eine Charakteristik des Dramatikers Greif. — Weniger bekannt dürfte Adalbert Stifter unsern Lesern sein. Und doch verdiente er in mehr Herzen und Häuser aufgenommen zu werden. Immanuel Weitbrecht giebt ein liebenswürdig entworfnes Bild des Lebens und Schaffens des Dichters in einer kleinen Broschüre, die in demselben Verlage erschienen ist. Wer Stifter nicht kennt, greife zunächst nach dieser Studie über ihn. Sicherlich wird er nach ihrer Lektüre dem Verlangen nicht widerstehen können, nun auch den Dichter selbst kennen zu lernen. Die neue Ausgabe, die der genannte Verlag in derselben Anzahl von Lieferungen und zu demselben Preise wie Greifs Werke erscheinen läßt, umfaßt nur die Studien. Sie enthalten dreizehn Erzählungen in Novellenform. Weitbrecht sagt von ihnen: „. . . Diese Dichtung war eingetaucht in den Regenbogenglanz des Friedens, der dann anbricht, wenn die Stürme schweigen. Die menschlichen Gestalten aber, die diese Schöpfung belebten, tragen auf reinen Stirnen den Abglanz dieses Naturfriedens, sittliche Vornehmheit, Seelenhoheit, Geistesadel. Meisterhaft ist in der That die Art Stifters, die Schilderung des Natur- und Seelenlebens in unerschöpflicher Fülle zu vereinigen. In der Naturschilderung ist er bis heute ohne seinesgleichen.“

Sicherlich sind beide Werke würdig, unter dem Christbaume zu liegen. Ihre Ausstattung ist, was Druck und Papier angeht, gut; die Illustrirung der Studien verdient ebenfalls Anerkennung. E Tnn

(Drei Erzählungen von O. Verbeck) Ob wohl noch mehr Grenzbotenleser eine „stille Liebe“ haben zu Maria Neander, wie ich es heute von einem Freunde hörte? Oder zu der armen kleinen Grete, die sich nach mancherlei Irrungen so tapfer das Glück der Liebe erobert? Gewiß sind es viele, und sie alle werden sich über die Weihnachtsgabe von Fr. Wilh. Grunows Verlag freuen: Der erste Beste; Die Neuenhofer Klucke; Maria Neander. Drei Erzählungen von O. Verbeck. (360 S. Geb. 6 Mk.) Man muß mit dem Herzen lesen, es geht gar nicht anders. So einfach und wahr und dabei so tief ergreifend habe ich noch nichts gelesen. Der erste Beste, der treue Mann mit der großen

heißen Liebe, der sich seine kleine Grete holt, nachdem er ihr, wie er meint, genug Zeit gelassen hat, sich von einer Herzenstäuschung zu erholen, bald aber zu seinem Schmerz erfahren muß, daß ihr „romantisches Köpfchen“ dem süßen Traum noch nachhängt, der ihr dann mit liebevollster Zartheit und Selbstverleugnung dazu hilft, sich wiederzufinden und ihn zu lieben, wie ers verdient — das ist so wenig und ist doch so reich an Innigkeit, an feiner Seelenkenntnis, an Poesie.

Und Maria Neander! Es ist eine sehr ernste Geschichte. Maria lebt unter dem Druck einer Schuld, der sie als ganz junges, unerfahrenes Mädchen verfallen ist. Sie glaubt sich ausgeschlossen von Glück und Liebe. Aber die Liebe kommt doch, und sie muß erleben, daß der Mann, der sie liebt, über den Fehler, den sie als solchen erkennt, in vergebender Liebe hinwegsehen kann, aber eine andre Schuld, die sie gar nicht als solche erkannt hat, nicht erträgt. Doch ich darf nicht erzählen, recht viele Leser sollen es selbst miterleben. Denn das muß man, es greift ans innerste Herz. Das Ganze ist von einer ungemeinen Zartheit und Kraft. Wenn ich so erfüllt bin von diesen Geschichten, so bin ich um so trauriger, daß die Personen, die uns so nahe treten, die wir in den ernstesten Situationen kennen lernen, nicht mit der großen Wirklichkeit der christlichen Religion rechnen, daß sie nicht daraus Kraft zum Kämpfen, Mut zum Tragen schöpfen. Wir wollen keine christlichen Tendenzromane, aber doch Menschen, die nicht thun, als gäbe es keinen Gott und keinen Glauben in der Welt.

Die Neuenhofer Klucke, eine kleinere Erzählung, ist den beiden andern nicht ebenbürtig; vielleicht wohl in der Wahrheit und Feinheit der Kleinmalerei, aber nicht in dem geistigen Inhalt der Erzählung. D R

(Waldstille und Weltleid) Roman von A. v. Blomberg. Leipzig, E. Ungleich. 1894. Brosch. 4, geb. 5 Mk.

Ein Roman, der, obwohl er im Jahre 1894 geschrieben ist, durchaus nichts von den brennenden Fragen unsrer Zeit berührt, vielleicht allein deshalb schon manchem angenehm, der sich von dem Gewirr des Tages in einer romantischen Liebes- und Lebensgeschichte ausruhen möchte. Der Stoff des Romans ist kein neuer. Ein junger, schöner Offizier, der in der Waldstille das holde Töchterlein eines Försters entdeckt, sie, obwohl er von altem Adel ist, zu seinem Weibe macht und hineinführt in die Welt, ihr mit Absicht schweigt von den Vorurteilen seiner Standesgenossen, auch von dem Bruch mit seiner Familie um ihretwillen und sie gerade dadurch zu Grunde richtet, weil böse Menschen sich an sie herandrängen: mich dünkt, das lasen wir in mancherlei Variationen schon öfters. Aber der Roman hat eine schöne poetische Sprache, die stellenweise bezaubert, vor allem einen wahrhaft religiösen Einschlag, und darum wird er mit Recht Freunde finden im christlichen Haus. P L

(Das Fischermädchen) von Björnstjerne Björnson. Reclams Universalbibliothek Nr. 858—859.

Georg Brandes war es, der durch seine Vorlesungen*) und seine Bücher dem nordischen Lande die moderne Welt erschloß. Ibsen verließ seine historischen Stoffe („Kronprätendenten,“ „Nordische Heerfahrt“ u. s. w.), Björnson seine Bauernnovellen; sie stellten ihre Kunst in den Dienst der Tendenz, und aus den Volksdichtern wurden Volksprediger. Aus jener Uebergangszeit stammt „das Fischermädchen.“ Hier finden wir dieselbe Frische und Natürlichkeit, wie in den früheren Novellen, auf die hier ausdrücklich aufmerksam gemacht werden soll, aber im Hintergrunde taucht eine neue Welt auf, ihre Fragen und Forderungen dringen in das einsame Fischerdorf und das weltabgeschiedne Pfarrhaus; sie zwingen die Bewohner, Stellung zu nehmen und sich mit ihnen abzufinden. Ein einfaches Fischerkind, ein echter Typus nordischen Charakters, schüchtern und still, fast schwermütig, von tiefer Leidenschaft und reichem Innenleben wird durch ein merkwürdiges Geschick in ein einsames Pfarrhaus verschlagen. Hier im Verkehr mit trefflichen, leidenschaftslosen Menschen entwickelt sich ihr prächtiger Charakter gerade an den Gegensätzen, unter denen sie aufwächst; hier entfaltet sich ihr Talent, sie wird — Schauspielerin! Fast habe ich schon zu viel gesagt. Es sollte nur gezeigt werden, welche scheinbar unmöglichen Situationen der Dichter erfindet; man mag selbst nachlesen, in welcher psychologischen Meisterschaft sie Björnson derart verknüpft, daß sie uns schließlich ganz begreiflich sind und das Auffällige verlieren. Die reine Leidenschaft, die der Dichter seiner Heldin verleiht, die prachtvolle Schilderung — ich weise nur auf die Darstellung der Wirkung der Musik S. 89 und 195 hin — und die Fähigkeit, einen Charakter zu zeichnen, der so ganz „Natur“ ist, wie selten einer, stellen „das Fischermädchen“ in die erste Reihe der Dichtungen Björnsons und machen es wohl nicht nur dem Verfasser dieser Zeilen zu einem Lieblingsbuch, nach dem er alle paar Monate mit Freuden wieder greift. Pl

---

Quittung

Für die 93jährige Witwe in Crumbach bei Kassel (vgl. Nr. 42 d. Chr. W.): 5 Mk. von E M, A M und W S in München.

Für das Jakob Böhme-Denkmal: 5 Mk. von E B, Greifswald.

Für die evangelische Gemeinde in Laibach: 52,61 Mk. Reformationsfestkollekte der evangelischen Gemeinde in Alexandrien.

Für die Pfarrerstochter und Lehrerswitwe in Kaschau in Ungarn: 5 Mk. von E B, Greifswald; 3 Mk. von N N.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 10 Mk. von E B, Greifswald.

---

*) Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, übersetzt von Strodtmann. Leipzig, Bahrdorf.

Für die Abendmahlsgeräte der evangelischen Gemeinde in Thessalonich: 5 Mk. von E B, Greifswald. Für diese Abendmahlsgeräte ist, soviel wir wissen, inzwischen gesorgt.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 48 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Um die Not alleinstehender gebildeter Frauen zu mildern, ist ein Heim geschaffen worden (Bülowstraße 61), wo Damen, die ohne Schuld stellenlos geworden, vorübergehend sichere Unterkunft, sowie Arbeits- oder Stellenvermittlung finden. — Dies segensreiche Werk wird der kräftigsten Unterstützung auf das wärmste empfohlen.

Stellenangebote nimmt entgegen: Frl. Clara Mayer, wohnhaft im Heim; Gaben: Herr Konsistorialassessor Krüger in Berlin W, Elzholzstraße 9.

Als Vermählte empfehlen sich:
Prof. Lic. theol. Hermann Gunkel
in Berlin
Elisabeth Gunkel, geb. Brelitz
Halle, 18. November 1895

Pianinos, Harmoniums,
von M 350.—an, von M 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Familien-Pension
von Frl. M. Marth,
Frankfurt a. M., Oederweg 114 I
(Trambahn Friedhof, direktv. Hauptb.)
Alleinstehende und Durchreisende finden f. kürzere od. längere Zeit freundl. Aufnahme u. gute Pflege. Empf. durch die Herren Hermann Dietze, Pf. Rade u. Pf. Kayser.

Soeben erschien in meinem Verlage:
Tägliche Andachten
nach dem Hannoverschen Lektionar und dem kleinen Katechismus Luthers
von
Gerhard Uhlhorn, D. th.
Preis Mk. 4.—, Halbfranzband Mk. 5.—, mit Goldschnitt Mk. 6.—
Heinr. Feesche,
Verlagsbuchhandlung, Hannover

Neu! Patent-Zithern (neu verbessert). Thatsächl. von Jed. in 1 Stunde nach d. vorzügl. Schule ohne Lehrer und ohne Notenkenntnisse erlernb. Größe 56 × 36 cm, 22 Saiten, hochf. u. haltbar gearbeitet, Ton wundervoll. (Prachtinstr.) Prs. nur Mk. 6,— m. Schule u. allem Zubehör. Umtausch gestattet. Garantieschein wird beigefügt.
O. C. F. Miether
Hannov. Harmonika- u. Musikinstr.-Fabr. in Hannover II, Steinthorfeldstr. 19.
NB. Allen werten Bestellern gebe noch 1 kl. Musikinstr. umsonst, nur damit Sie sich von d. Güte u. Preiswürdigk. meiner Fabrikate überzeugen sollen. D. O.

W. Werthers Verlag in Rostock
Mich. Baumgarten, Seneca und das Christentum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit
1895. 368 Seiten. Preis 6 Mk.
„Es kommen wenige so reiche und so reife Früchte der Arbeit und der Gesinnung auf den christlichen Büchermarkt wie dieser Nachlaß des Reinsten und Frömmsten unter denen, die ich gekannt." Pastor prim. Ziegler, Christl. Welt 1895, 43.

Unentgeltlich
und postfrei sende ich anläßlich des herannahenden Weihnachtsfestes an Jedermann auf Verlangen:
Neuen, sehr ausführlichen
Katalog
geeigneter Geschenkwerke, der die Auswahl erleichtert und dessen Bestellung noch nicht zum Kaufen verpflichtet.
C. A. Lodde, Bergedorf bei Hamburg (Versandtbuchhandlung, kein Ladengeschäft).

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 48: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Schleswig-Holstein; Zum Kampf der Christlich-Sozialen mit den Konservativen — Römische Kirche: Aus dem letzten, IV, kirchenpolitischen Brief der M. Allg. Ztg — Evangelische im Auslande: Ueber den christlichen Sozialismus in der Westschweiz — Verschiednes — Personalien

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Soeben erschien:

Naturstudium und Christentum

Von F. Vetter. Preis gebunden 4 Mk.

In diesem Buche, dessen Verfasser sich bereits durch seine Schrift „Was dünkt dich von Christo," 2. Aufl. 1893 vorteilhaft eingeführt hat, setzt sich der Autor mit der materialistischen Weltanschauung und negativen Naturwissenschaft auseinander. Er thut dies auf Grund umfassender, ein ganzes Leben hindurch fortgesetzter Naturstudien und einer seltenen Kenntnis der einschlägigen Litteratur. Dabei unterstützt ihn eine nicht gewöhnliche Gabe klarer und plastischer Darstellung, der es auch gelegentlich nicht an der erfrischenden Zuthat gesunden Humors fehlt.

Gebildete Leser, die sich für die geistigen Kämpfe der Gegenwart interessiren, werden in dem Buche eine im hohen Maße fesselnde Lektüre finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Volksausgaben der Hauptwerke Otto Ludwigs
Zwischen Himmel und Erde — Heiterethei — Novellen
Je 1 Mark broschirt; 1 Mark 60 Pf. gebunden
Erbförster — Fräulein von Scuderi — Makkabäer
Je 50 Pf. broschirt; 1 Mark 10 Pf. gebunden

Licht und Schatten
Eine Hamburger Geschichte
von
Charlotte Niese
Fein gebunden 5 Mark

Citatenschatz
Geflügelte Worte und andre denkwürdige Aussprüche aus Geschichte und Litteratur
Gesammelt und herausgegeben
von
Hans Nehry
Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage
Fein gebunden 6 Mark

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft
Eine populäre Volkswirtschaftslehre
von
Carl Jentsch
Gebunden 2.50 Mark

**Der erste Beste
Die Neuenhofer Klucke
Maria Neander**
Drei Erzählungen
von
O. Verbeck
Ein Band fein gebunden 6 Mark

Als der Großvater die Großmutter nahm
Ein Liederbuch für altmodische Leute
Herausgegeben
von
G. Wustmann
Dritte, vermehrte Auflage
Preis in Damast gebunden 7 Mark, in Atlas oder Kalbleder 12 Mark

Geschichte der griechischen Litteratur
von
E. Kroker
Erster Band: Die Poesie
Gebunden 2.50 Mark

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Demnächst erscheint:

Jesus und das Alte Testament
Ein zweites ernstes Wort an die evangelischen Christen
von
Lic. Johannes Meinhold,
a. o. Professor der evangelischen Theologie an der Universität Bonn

Jeder Theologe, der sich in Missionssachen ein gründliches Urteil verschaffen will, halte D. Warnecks
Allgemeine Missionszeitschrift
jährlich 7,50 Mk. direkt vom Verleger franko.
Berlin W 9, Linkstr. 4. Martin Warneck
(Inh. von Hugo Rothers theol. Buchhandlg.)

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von den Verlagsbuchhandlungen H. G. Wallmann in Leipzig, Fr. Bahn in Schwerin in Mecklenburg und Fr. Wilh. Grunow in Leipzig